Maria
oder die
Tochter des Unglüks.

[Von Jean François Villemain d'Abancourt]

Etwas
mehr als Roman.

Aus dem Französischen
von dem
Verfasser von Friedrich.

Berlin, 1802.

00

G. n. 315

Bayerisch
Staatsbibliot
München

Vorrede.

Als man euch, lesbegierige junge Freunde, zu eurer dißjährigen Unterhaltung von den neuern ausländischen Produkten wieder etwas vorzulegen wünschte, fiel dem Uebersetzer folgende kleine Volksgeschichte von einem

BIBLIOTHECA ... ENSIS

gewissen Engländer, Herrn Day, in die Hände. Ohne Zweifel ist euch dieser schon durch die Geschichte des Sandfort und Merton bekannt, da sie Herr Campe auf deutschen Grund und Boden verpflanzt hat. Freylich ist der Held nur aus einer gemeinen Volksclasse.

Ihn warf so arm, als man sich denken kann —
Geburts-Freund-Aelternlos das Schicksal auf die Erde,
Damit er ganz durch sich ein Mann,
Zufrieden für sich selbst, und andern nützlich werde.

Des Verfassers Absicht nämlich war, in dem Beyspiele des kleinen Jack zu zeigen, daß, wenn der Mensch die Gaben, die ihm Gott durch die Natur verliehen, bey einem gesunden Verstande und guten, wohlwollenden Herzen zu den Absichten, die ihm Zeit und Umstände darbieten, zu brauchen weiß, er, um froh und glücklich zu leben, der Glücksgüter entbehren könne, die Geburt und Stand gewähren, oder die man durch Gunst und niedere Schmeicheleyen erschleichen muß. Er läßt also den kleinen Jack in dem niedern Thale des Lebens fortwandeln,

ohne ihn durch einen seltsamen und unerwarteten Glücksssprung, wie meistens bey andern Romanhelden geschieht, daraus zu erheben, ob er wohl zehnerley Gelegenheiten dazu gehabt hätte, und sucht ihn in Lagen zu versetzen, wo er seine kleinen erlangten Fertigkeiten mit Nuzen für sich und Andere zur Ausübung bringen kann. Der Uebersetzer hat sich dabey die Freyheit genommen, ihn noch durch einen und den andern kleinen Umweg zu führen, um ihn mit den Irrgängen der Welt und der Menschen ein wenig bekannter zu machen, und ihn Beweise von seinem ge-

raden, richtigen Verstande und edlen Gesinnungen geben zu lassen. Wenn der Verfasser aber seinen kleinen Jack nicht aus der niedern Sphäre, die er ihm gleich anfänglich angewiesen, herauszieht und ihn z. B. nicht zu einem Minister des Tartarkhan oder zu einem militairischen Ehrenposten erhebt: so scheint er die Erfahrung dabey vor Augen gehabt zu haben, daß ein Mensch, der aus dem Wirkungskreise herausgeht, welchen ihm das Maaß seiner natürlichen Kräfte und der Grad ihrer Ausbildung angewiesen hat, selten sehr nützlich wird, und eine schwerere

Rolle mit Ehre und mit wahrem Vortheile zu behaupten weiß. In der That schimmern bey solchen Abentheurern immer die Merkmale ihres ersten Lebens, ihrer Neigung und ihrer Handthierung durch; und der Bauer, der zum Edelmanne wird, verläugnet selten den Pflug. Ausnahmen, deren es wohl einige geben kann, machen keine Regel. In dem Garten der Schöpfung giebt es vielerley Bäume. Sind die Früchte nur gut, so liegt nichts daran, ob wir sie zu einer seltnen oder edeln Art rechnen: denn ein gesunder Apfelbaum ist so viel werth, als ein Mandel- oder Zitronenbaum,

ja oft noch mehr, weil es für das Allgemeine nutzbar ist.

Endlich verdient oft ein Mensch, wie Jack, wann er auch zu der weniger edlen Volksclasse gehört, der Alles durch sich selbst wird, und seine Stelle in jedem Stande, worein ihn das Geschick versetzt, so gut ausfüllt, mehr unsere Hochachtung und Bewunderung, als derjenige, dem das Glück allen möglichen Vorschub dazu gewährte, und wie weit mehr noch, als der, den Geburt und Vermögen über andere erhub, und der seine Geistes- und Leibeskräfte unausgebildet ließ, so, daß man weiter nichts von

ihm sagen kann, als daß er reich und vornehm ist. In dieser Hinsicht wird euch, junge Leser, diese kleine Volksgeschichte nicht ganz unangenehm seyn, und ihr werdet unfehlbar den kleinen Jack lieb gewinnen; und die zufriedene Lage, zu welcher er sich durch seinen ~~Fuß~~, seine kluge Sparsamkeit und seine menschenfreundlichen Gesinnungen verhilft, wird euch lehren, daß das Glück an keinen gewissen Stand gebunden, und der der Glücklichste ist, der nie mehr begehrt, als er besitzt, und was er besitzt, zu seinem und anderer Glück zu gebrauchen weiß.

Vorbericht.

Die folgende Geschichte gehört nicht in die Klasse jener Romane, welche dem gewöhnlichen Leser nur durch ihre Unnatur und ihre Abweichung von den Gesetzen der Wahrheit gefallen; die Ereignisse derselben gehören in die wirkliche Welt. Erst neulich sind sie geschehen, und mehrere Leser — wofern sie einigermaßen mit der

großen Welt bekannt sind, werden sich ohnfehlbar der Hauptzüge dieser Denkwürdigkeiten erinnern. Die Personen, welche hier auftreten, sind, außer Einer, noch sämmtlich am Leben; ihre Geschichte ist nach der authentischen und eigenhändigen Handschrift des Barons von B**, des Großvaters unserer Heldin, aufgesetzt, und der Herausgeber hat sich nicht erlaubt, die geringsten Thatsachen zu verfälschen oder zu ändern. Er hat sich begnügt, die einzelnen Fakten in Ordnung zu bringen, und sie in einem einfachen, natürlichen, dem Gegenstande angemessenen Styl vorzutragen. Vorzüglich hat er sich bemüht, unsre modischen Phrasen, jene gezierte Sprache und die schwülstigen Kraftsprüche zu meiden, die von un-

sern jungen Schriftstellern bis zum Ekel gebraucht werden, vermuthlich — weil sie ein Dokument für das Talent der Autoren seyn sollen, aber gewöhnlich nur für ein geistiges Unvermögen und einen schlechten Geschmack zeugen.

Wer in Romanen — denn so nennt man gewöhnlich diejenigen Werke, welche dem gegenwärtigen gleichen — bloß außerordentliche und wundervolle Abentheuer sucht, der lasse dieses Buch lieber ganz ungelesen. Denn er wird weder Gespenster, noch Teufel, noch verfallene Schlösser, noch grauenvolle Gewölbe und dergleichen Herrlichkeiten mehr finden, welche seit ungefähr zwei Jahren in Frankreich und Endland in Menge aufgeführt sind, und welche — Dank sey

es dem verderbten Geschmack unsers lieben Vaterlandes, ein so ungeheures Glück bei uns gemacht. Wer aber seinen Geschmack vor dem Gift solcher lächerlichen Thorheiten verwahrt hat, wird in dieser Lektüre, wo ich nicht irre, eine würdige Unterhaltung finden, und das Schicksal einer Familie bedauern, deren Unglück auf das Mitleid jedes gefühlvollen Herzens Ansprüche hat.

Ich hätte hier vielen Stoff, ein paar Worte von der Herrschaft der Mode zu sagen, welche alles, von den geheimsten Wissenschaften bis zu den Romanen und Schauspielen ihrem Eigensinn unterwirft. Dieß würde mich aber zu weit führen und den Wissenschaften selbst nicht viel nützen. Ich will nur bemerken, daß vor einigen Jah=

ren die Chemie unsere Mode = Wissenschaft war, daß unsere Damen sich zu allen chemischen Experimenten mit einer Art von Raserei hindrängten; die Chemie wurde von Jeannot abgelös't, einem Gaukler, der für den Triumph des Geschmacks und der Vernunft viel zu lange geherrscht hatte; ihm folgte Figaro, der ungeheure, sittenlose Figaro, dem wir den unschätzbaren Vorzug verdanken, daß er uns von dem lästigen Joche der Sittlichkeit und Vernunft befreit hat; nach Figaro kam Cadet Roussell, zwar nur eine unbedeutende, einfältige Farze; ihm folgten die Teufel u. s. w. Was wird nun wieder folgen? Andere Possen von keinem höheren Werth! Freilich müssen wir hoffen, daß endlich auch einmal die Reihe

an die Vernunft, an die Tugend, an das Ehrgefühl und den Geschmack kommen wird; aber leider! wie weit mag diese Epoche noch fern seyn!

Für einen wahren Freund der Künste und Wissenschaften ist nichts trauriger, als der gegenwärtige Zustand, oder vielmehr — der tiefe Verfall unserer Literatur. Nie hat man mehr Schriftsteller gesehen als jetzt, aber auch nie weniger wahre Anlagen. Fast kein einziges Genie, kein junger Mann, von dem sich einmal etwas Großes erwarten ließe, schimmert aus diesem Gewühle hervor. Die schönen Künste, wie die Wissenschaften, liegen in diesem öden Verfalle, und unglücklicher Weise! wird das kom-

mende Geschlecht noch tiefer als das gegenwärtige sinken.

Aetas parentum, pejor avis, tulit nos requiores, mox daturos Progeniem vitiosiorem.

Woher diese Verschlimmerung? Ich glaube die Ursachen zu wissen. Aber es ist jetzt nicht Zeit davon zu reden.

Um noch einmal auf unsere Maria zurückzukommen, so wünsche ich, daß die Geschichte ihrer mannichfaltigen Leiden den Leser eben so tief rühren möge, als mich bei dem Entwurfe ihrer handschriftlichen Urkunden, welche mir zur Regulirung anvertraut wurden. Wie viele wehmüthige Thränen sind auf meine Blätter geflossen! Mehr als einmal hat mich Aurora bei diesem anzie-

henden Geschäft überrascht. Keinen süßeren Lohn für meine Arbeit könnt' ich erwarten, als wenn einigen Lesern, denen dieß Buch in die Hände fällt, ein gleiches wiederfahren sollte. Mein Ehrgeiz erstreckt sich nicht weiter; mit einem solchen Triumph wird mein Zweck mehr als erfüllt seyn.

Der Herausgeber.

Maria

oder

die Tochter des Unglücks.

Erstes Kapitel.

Das Schicksal hat wenige Menschen mit einer solchen tyrannischen Härte behandelt, als mich in den letzten Jahren eines beschwerlichen Lebens. Ich habe sie freilich überstanden, diese Menge von Widerwärtigkeiten — Dank sey es der Stärke eines Geistes, die mich vielleicht über die gewöhnlichen Schwachheiten der Menschen erhob; — aber nur unter den größten Gefahren und Mühseligkeiten. Mehr als einmal schwebte ich an einem Abgrunde, wohin ich bloß durch den glücklichen Zufall gerieth, daß ich mit ein paar Unglücklichen verwandt seyn mußte, welche von einer barbarischen, kalt-

blütigen Rache zum Opfer verdammt waren. Endlich haben mich Muth und Philosophie in den Hafen der Ruhe geleitet. Meine Standhaftigkeit scheint selbst die Grausamkeiten des Schicksals ermüdet zu haben, und ein fröhlicher Sieg hat das geduldige Ausharren meines Muthes belohnt.

Ich benutze die ruhigen Augenblicke, welche mir das besänftigte Unglück jetzt gönnt, um die Begebenheiten eines trüben und stürmischen Lebens zu zeichnen, und halte sie für anziehend genug, um keinen Tadel wegen dieser Arbeit zu fürchten. Im Grunde habe ich dabei keine weitere Absicht, als: meiner Familie ein Andenken zu hinterlassen. Sollte diese Geschichte aber aus Ursachen, die sich nicht immer vorhersehen lassen, einst bekannt gemacht werden, so darf ich vielleicht darauf rechnen, daß sie manchem Leser ein paar nützliche Lebensregeln für ähnliche Umstände, oder einigen Muth bei ähnlichen Widerwärtigkeiten an die Hand geben wird.

Im Ueberfluß war ich gebohren. Ich

verlebte die ersten und schönsten Jahre meines Lebens in einem Gewühl, das man damals die große Welt und gute Gesellschaften nannte. Durch meine Geburt zu den ersten Stellen am Hofe oder unter dem Soldatenstande berufen, widmete ich dem Vergnügen alle die Stunden, welche ich den Pflichten meines Standes und den Sorgen für meine Beförderung entziehen konnte. Die Blendwerke des Glücks verführten mich einige Zeit; im Besitz eines ziemlich beträchtlichen Vermögens und einiger angenehmen Talente, welche mich zu den glänzendsten Eroberungen und zum schnellsten Fortschreiten auf der Laufbahn des Glücks zu berechtigen schienen — wähnte ich, gegen alle Launen des Schicksals gesichert zu seyn, aber bald verflog diese Täuschung.

Ich hatte eine sehr reiche Heirath — wirklich mit der vollen Zustimmung meines Herzens gethan. Ein früher Tod entriß mir meine Gemahlin. Nur ein Sohn blieb mir von dieser Ehe; ach! ein Sohn, der in der

Folge die unschuldige Ursache meiner vielen und langwierigen Leiden wurde.

Andere Zufälle, welche die menschliche Kurzsichtigkeit nie vorhersehen, und welchen sie daher fast nie ausweichen kann, raubten mir meine sämmtlichen Güter. So beträchtlich dieser Verlust war, so hat er doch keine Schuld an den Thränen, die ich schon so lange vergieße; eine schmerzhafte Empfindung zerreißt mein Herz, und diese Wunde wird nur mit meinem Leben verharschen.

Der Verlust einer innigst geliebten Gattinn, die mir der Tod in der Blüthe ihrer Jahre entriß, war der erste Streich, womit das Schicksal meinen strafbaren Stolz zu demüthigen schien; ich werde sie nie vergessen. Schon dreißig Jahre sind seit diesem traurigen Unfall verflossen, und doch kann ich noch jetzt ohne die schmerzlichste Rührung nicht daran denken; es vergehen wenige Stunden, wo mich nicht tausend Gelegenheiten daran erinnern. Ich finde sogar in dieser Art von Schmerz so viel Ange-

nehmes, so viel Beruhigendes, daß ich jene Gelegenheiten öfters suche; er ist ein Bedürfniß für meine Seele geworden. Ein so empfindlicher Streich mußte seinen schädlichen Einfluß nicht minder auf meinen Körper als auf meinen Geist äußern. In der That haben mich die mannichfaltigen Stürme des Unglücks, die sich seit dem über meinem Haupte zusammenzogen, so schrecklich entstellt, daß selbst meine vertrautesten Freunde mich zuweilen gar nicht, oder nur mit Mühe erkannten.

2tes Kapitel.

Mein einziger Sohn wurde der Gegenstand meiner zärtlichsten Liebe; aber er verdiente sie auch. Er war das sprechende Ebenbild seiner Mutter, die ihn selbst gestillt und sich ein süßes Geschäft daraus gemacht hatte, den ersten Saamen der Ehre und der Tugend in sei-

nen Busen zu pflanzen. Nie verließ er das väterliche Haus, und ich wollte ihn niemals einer lohnsüchtigen Hand anvertrauen; ich selbst besorgte seine Erziehung. Meine Sorgen sahen sich durch die glücklichsten Eigenschaften und Talente, die sich fast täglich unter meinen Händen in seiner jugendlichen Seele entwickelten, mit dem besten Erfolge belohnt, und meine süße Ahndung hatte diesen Einzigen zum Troste, zur Stütze meines Alters bestimmt. Aber ach; auch ihn hab' ich verloren; nach allen Gründen der Wahrscheinlichkeit muß ich wenigstens glauben, daß der mächtige Fürst *), den er zu beleidigen unglücklich genug war, sein Leben nicht geschont haben wird.

Als Edelmann konnte er zu keinen andern Mitteln der Beförderung als zu dem Soldatenstande greifen. Schon die Ehre mach=

*) Der Graf von D**, der in der Folge von dem Verfasser bald Fürst bald Graf genannt wird. Im zweiten Theil wird der Leser mehr von ihm hören.

te ihm dieses zur Pflicht, und seine Ahnen hatten ihm die Bahn zu einem glücklichen Erfolge gebrochen. Ich schickte ihn noch in früher Jugend zu einem Regiment, wo er, von einem guten Betragen und dem Namen seiner Familie empfohlen, auf eine schnelle Beförderung rechnen konnte. Auch fehlte es ihm nicht an mächtigen Gönnern, die sein Glück wünschten und deren Fürsprache mir die schnelle Erfüllung meiner großen Hoffnungen zu verbürgen schien.

Die Natur hatte ihm eine gefällige, einnehmende Gestalt gegeben, und eine sorgfältige Erziehung hatte seine vorzüglichen Geistesanlagen gebildet — Eigenschaften, bei welchen es nicht fehlen konnte, daß er an einem Hofe, der ein Wohnsitz der höchsten Galanterie und Artigkeit war, bald die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog. Seine Dienste brachten es überdem mit sich, daß er an diesem Hofe die längste Zeit des Jahrs bleiben mußte. Er sah sich in den glänzend-

sten Zirkeln aufgenommen, und wurde durch seine Talente und die Grazien seines Umgangs fast die Seele seiner Gesellschaften. Natürlich, daß mich dieser glückliche Erfolg mit den süßesten Freuden berauschte; denn er war gewissermassen mein Werk. Es war mir unmöglich, mich gegen ein Gefühl von Stolz zu erwehren, das man einem zärtlichen Vater, der alle seine Hoffnungen auf seinen einzigen Sohn wirft, leicht verzeihen wird. Ich sah freilich nicht, daß eben diese gute Aufnahme die Ursache meines Verderbens, und das gefährliche Werkzeug meines Untergangs seyn sollte.

Kaum war ein Jahr seit dem Antritt seiner Dienstjahre verstrichen, als man eine Geschichte von ihm ausbreitete, die mir anfangs unglaublich schien, aber leider nur zu gegründet war. Sie betraf eine Liebschaft, worin die skandalöse Chronik eine Dame vom ersten Range verflocht. Dieß Gerücht mußte desto mehr auffallen, weil jene Dame bei allen Menschen, sogar bei Hofe in dem Rufe der

unbescholtensten Tugend stand, und mehrere Personen nahmen daher die Sache für eine bloße Verläumdung.

Aber sie machte wenigstens Aufsehen, so sehr man sie auch zu unterdrücken, und eine Frau aus dem Gefolge jener Prinzessinn zum Gegenstande dieses Gerüchts zu machen suchte. Wer den Gang der Hof-Intriguen kannte, ließ sich nicht irre machen, sondern wurde durch jene Versuche, die Wahrheit zu verschleiern, nur in seiner Meinung bestärkt.

Der Chevalier von B**, — so hieß mein unseliger Sohn, hatte das Glück oder vielmehr das Unglück gehabt, von jener Fürstinn, zu der er seines Dienstes wegen oft gehen mußte, einige schätzbare Beweise von Freundschaft zu erhalten; und auf ihn fiel, ich will nicht sagen, mit Unrecht — der Argwohn, daß er der Held dieses traurigen Abentheuers sey. Dieß war genug, ihn zu stürzen. Die Hofluft ändert sich gegen einen Menschen, den täglich die Mißgunst umgiebt, auf den geringfügigsten Argwohn; steht er

noch überdem in Ansehn, so findet die Eitelkeit jedes Neiders, den er durch seine Vollkommenheiten übertrifft, sogar einen Trost in seinem Fall und schmeichelt sich, an seine Stelle zu kommen.

Plötzlich verschwand mein Sohn. Meine angestrengtesten Versuche, ihn ausfündig zu machen und sein Schicksal zu erfahren, blieben umsonst. Ein undurchdringlicher Schleier lag über diesen Geheimnissen. Ich klagte mit Bitterkeit gegen dieß gewaltsame Verfahren, belagerte unaufhörlich die Thür des Ministers, und erhob meine Stimme mit Nachdruck gegen eine Ungerechtigkeit, die mir desto abscheulicher schien, weil ich überzeugt war, und diese Ueberzeugung noch jetzt nicht aufgeben kann, daß mein Sohn das Opfer einer Privatrache geworden sey. Auf diese gerechten, von der Natur und dem Gesetz gebilligten Anforderungen erhielt ich keine weitere Antwort, als den Befehl, mich zwanzig Stunden weit von dem Hofe und von Paris zugleich zu entfernen. Vergebens flehte ich

um Gerechtigkeit gegen diese schreiende Bosheit: ich mußte gehorchen. Noch lange nachher lag sie mir schwer auf dem Herzen, und selbst jetzt kann ich daran nicht denken, ohne eine empfindliche Erschütterung aller meiner Lebensgeister zu fühlen.

Von dem gerechtesten Unwillen entrüstet, entsagte ich allen meinen Aemtern, schickte meine Diplome zurück, that Verzicht auf meinen Gehalt, auf mein Gouvernement, und wollte nicht einmal das St. Ludwigskreuz behalten, das ich mir durch ehrenvolle Wunden und einen dreißigjährigen Dienst auf die rechtmäßigste Weise erworben hatte. Mein Herz war zu sehr erbittert, als daß es mir einfallen konnte, mich jemals wieder an einem Hofe sehen zu lassen, der die Grausamkeiten der rohesten, barbarischsten Zeiten gegen mich ausübte. Wenn mein Sohn auch eine große Unvorsichtigkeit begangen hatte, so verdiente er doch diese unmenschliche Art von Grausamkeit nicht.

Ich begab mich nach meinen Gütern in

Languedoc. Hier wollte ich die genauesten Nachforschungen über das Schicksal meines unglücklichen Sohnes anstellen. Vielleicht würden mich auch meine ausharrende Mühe und Geduld zum Ziel geführt haben; ich hatte sogar am Hofe noch ein paar mächtige Freunde, von denen ich die möglichste Unterstützung zu diesem Behuf erwarten konnte. Aber kaum hatte ich mich auf meinen Gütern eingerichtet, als ein mächtiger Nachbar den Moment meines Mißgeschicks nutzte und einen Prozeß mit mir anhub, der mich fast gänzlich um das Meinige brachte. Dieser Nachbar bekleidete eine der ersten Stellen im Parlament zu Bourdeaux, und wußte die Gerechtigkeit und die Gesetze, welche einstimmig für mich sprachen, zum Schweigen zu bringen; ich verlor den Prozeß und wurde zu allen Kosten verurtheilt. Aus Vorurtheil, oder wahrscheinlicher aus Freundschaft für ihren Collegen, oder aus kriechender Schmeichelei gegen den Minister, von dem sie sich vielleicht mehrere Gunstbezeugungen versprachen, schäm-

ten sich meine Richter nicht, ihren Namen durch ein Urtheil zu entehren, der ihre Stirne mit einem ewigen Schandflecken brandmarken wird.

Jetzt fast aller meiner Güter beraubt, versank ich — wo nicht in die drückendste Armuth, aber doch in einen Zustand des Mangels, an den ich nicht gewöhnt war, und der mir bei den zunehmenden Gebrechlichkeiten des Alters doppelt empfindlich seyn mußte.

Schon in der Jugend zeigte sich in meinem Charakter einiger Hang zur Misanthropie. Noch ehe mich das Unglück zu seinem Schlachtopfer erkohr, hatte ich so viele abschreckliche Beispiele von menschlichen Bosheiten gesehen, daß ich gegen jeden Menschen, den ich nicht genau kannte, auf der Hut war. Selten, daß ich ihm eine, oft gefährliche, Aufrichtigkeit zeigte, noch seltner, daß ich ihm mein Zutrauen schenkte.

Die letzten häufigen Schläge des Unglücks, die sich so schnell ablößten, trugen schwerlich dazu bei, mich mit dem menschlichen Ge-

schlecht auszusöhnen; ich hatte zu viel Grund, mich über die Menschen zu beklagen, um mich nicht ganz dem Zuge meines natürlichen Mißtrauens zu überlassen. Schon war ich im Begriff, einer kalten, überlegten, und also desto gefährlichern, Verzweiflung in die Hände zu fallen, als mir die Philosophie noch zu rechter Zeit zu Hülfe kam, und mich — zwar nicht unempfindlich gegen meinen Verlust, aber doch standhaft genug machte, ihn gelassen zu tragen.

3tes Kapitel.

Aber meinen Plan, mich von aller menschlichen Gesellschaft zu trennen, konnte ich nicht aufgeben, und war jetzt unaufhörlich mit der Ausführung desselben beschäftigt. Meine unermüdliche Standhaftigkeit siegte auch hier. Frei von allem, was mich noch an die große Welt fesseln konnte — wo sollte ich noch mei=

ne Ruhe irgendwo anders, als in der ödesten Einsamkeit suchen?

Ich sammelte die geringen Ueberbleibsel meines Vermögens und kaufte ein kleines Landgut, das von den Städten und von der Heerstraße ziemlich entfernt lag; seine Lage stimmte harmonisch zu den Empfindungen meiner düstern, vom Grame umnachteten Seele. Dieß Gut sollte eine Art von Einsiedelei für mich seyn, wo ich den Rest meiner Tage fern von einer freudenlosen Welt zubringen, und mich zugleich gegen meine Verfolger, deren Zorn sich wahrscheinlich noch nicht besänftigt hatte, in Sicherheit setzen wollte. Mein Vermögen reichte noch hin, den Kaufpreis dieses Gutes zu bestreiten.

Mein Haus lag am Ufer eines Arms der Seine, der wenig befahren wurde, weil er nicht tief genug war, um große Schiffe zu tragen; diese ländliche und wilde Aussicht der Gegend entsprach meinen Wünschen. Ich fand hier alles zusammen, was meine Neigungen anziehen konnte: eine einfache aber bequeme

Wohnung, eine reizende Aussicht, einen Garten, der zu meinem Vergnügen und zu meinen Bedürfnissen hinreichte, und den ein Bach frischen Quellwassers in der Länge durchschnitt; keine stolze oder beschwerliche Nachbaren, die mich mit ihren Besuchen oder hohen Mienen geplagt hätten. Das nächste Dörfchen lag über eine Viertelstunde entfernt.

Ich hatte wichtige Gründe, unbekannt zu bleiben. Dieß bewog mich, noch eine kleine Insel anzukaufen, die gerade meinen Fenstern gegenüber lag, und die Insel la Barre genannt wurde. Ich selbst nahm diesen Namen an und führe ihn noch jetzt. Die Insel enthielt an Umfang nicht viel mehr als einen Morgen Landes, war mit Gehölz bewachsen, und konnte mit geringen Kosten verschönert werden. Ich schuf sie wirklich zu einem reizenden Aufenthalt um, verlebte hier in der schönen Jahrszeit fast alle Nachmittage, und pflegte wechselsweise zu lesen oder zu fischen.

Nicht mehr als fünf Leute hatte ich in meinem Dienst: — eine Frau von reiferen Jahren, die meiner Familie schon lange gedient hatte, und jetzt meinen Haushalt besorgte; einen Verwalter meiner kleinen Oekonomie, der zugleich mein Vertrauter war, eine gute Köchin, einen Gärtner mit seiner Frau, welche das Federvieh und die Milchgeschäfte unter ihrer Aufsicht hatte. Diese wackeren Leute wurden gut von mir bezahlt, und bewiesen mir die herzlichste Anhänglichkeit; sie lebten in der vollkommensten Eintracht. Ihr geschäftiger Eifer brachte über meinen kleinen Haushalt mehr Segen, als ich erwartet hatte; man fand hier das Angenehme mit dem Nützlichen herrlich vereint, ich führte ein ächtes patriarchalisches Leben, und eine wahre Zufriedenheit wäre zuletzt der Preis meiner Abgeschiedenheit geworden, wofern mich meine zu feurige Einbildung nicht ewig in die Zeiten der Vergangenheit zurückgeworfen hätte.

An schönen Sommertagen verließ ich ge-

wöhnlich noch vor Sonnenaufgang mein Bette, ging einige Schritte weit von meinem Hause, setzte mich an den Rand einer kleinen, mit reizenden Gebüschen umschatteten Quelle, athmete hier die Kühle des Morgens, und belauschte gleichsam die ersten Strahlen der Sonne. Noch lag alles auf dem Lande in ruhigen Schlummer begraben; die Vögel liessen ihr ländliches Concert noch nicht hören, die Luft war stille und rein, und kaum lispelte in den Blättern ein leichtes, liebliches Säuseln. Nur das Geräusch der kleinen Wellen, die sich vor mir über die Kieselsteine hinwälzten, unterbrach die tiefe Stille der Nacht, und schien ein Vorspiel für das Erwachen des Tages zu seyn. Ein einziger Lichtstrahl erschien am fernen östlichen Himmel — und schon fing der Glanz der Sterne an zu erblassen; die Blumen öffneten ihre Kelche, und streueten ihre süßen, balsamischen Düfte um mich herum. Eine sanfte Schwermuth bemächtigte sich dann meiner Seele; alle meine Lebensgeister versanken in eine Art

von Extase, und eine liebliche Ruhe, die sich leichter fühlen als beschreiben läßt, wurde zuletzt meine herrschende Stimmung. Nicht selten hatte ich Gelegenheit zu beobachten, daß uns das Unglück zur Natur zurückführt, und daß man nur in der Schule der Widerwärtigkeiten im Stande ist, ihren ganzen Werth zu empfinden. An mir selbst wenigstens hab' ich deutlich diese Erfahrung gemacht. Wie oft hatte ich auf meinen vorigen Feldzügen und bei andern Gelegenheiten das Aufgehen der Sonne gesehen! aber gewöhnlich ohne die leichteste Empfindung. Es ist im Grunde natürlich. Von einem ewigen Wechsel von Geschäften und Ergötzlichkeiten hingerissen, war ich gegen alles andere verfremdet; aber meiner Besonnenheit wieder hingegeben, und mit ruhiger Entsagung den trügerischen Phantomen einer eitlen Welt entrückt, mußte ich auf neue Unterhaltungen denken, und hatte hier nur die Mühe: zu wählen. Alles war in diesem neuen Zustande Genuß. Ein neuer Stoff zum reinsten

Vergnügen war es, wenn Aurora mit den glänzenden, hellen Perlen des Thaues die Blumen zu verschönern anfing. Mit Wollust blickte ich um mich herum, und würde im eigentlichsten Sinne glücklich gewesen seyn, wenn ich diese Begeisterung nach meinen Wünschen hätte verlängern, oder meine Tage in diesem Zustande des Entzückens sanft endigen können.

4tes Kapitel.

Einst wollte ich, wie gewöhnlich, des Morgens das große Schauspiel der aufgehenden Sonne genießen, und richtete meine Augen auf den Abhang des Hügels, über welchen sie ihre ersten Strahlen hingoß, als ich einen Wagen mit sechs Pferden bemerkte, der so schnell fuhr, daß ich ihn nach einigen Augenblicken aus den Augen verlor. Diese Erscheinung war mir desto auffallender, weil an jener

Stelle gar keine Heerstraße war, und ich seit beinahe zwölf Jahren während meines hiesigen Aufenthaltes keine ähnliche Erscheinung bemerkt hatte.

Es war mir unmöglich, die Menschen selbst, die in diesem Wagen saßen, zu sehen. Sie wollten vermuthlich auch nicht gesehen seyn, denn sie hatten die Gitterfenster aufgezogen, und ich bemerkte bloß, daß der Kutscher, der Vorreiter und die beiden Bedienten keine Livree trugen. Aber alles verrieth, daß es sehr vornehme Reisende waren.

Unwillkührlich fühlten sich meine Gedanken von diesem Abentheuer mehr als von jedem andern Vorfalle angezogen, und mein Scharfsinn erschöpfte sich in vergeblichen Muthmaßungen darüber. Indessen — war die Kutsche einmal aus dem Gesicht entschwunden, und verlor sich allmählich auch wieder aus meinen Gedanken; ich wollte mich von neuem den angenehmen Täuschungen der Natur überlassen. Den Blick auf die Spitze meines lieblichen Hügels geheftet, jauchzte ich

im Geiste schon dem freundlichen Gruße der ersten rötheren Sonnenstrahlen entgegen, als ich in ihrem hervorgehenden Glanze eine weißgekleidete Dame bemerkte, welche mit langsamen und unsicheren Tritten den Hügel herabstieg. Ein neuer Grund zum Erstaunen! Diese Erscheinung schien offenbar mit jener Kutsche zusammenzuhängen.

Eine Dame, deren äußere Gestalt und Tracht auf einen vornehmen Stand rathen ließ, welche einsam, in der Morgendämmerung und auf einem abgelegenen Wege daherirrte — wahrhaftig, ich wußte nicht, was ich davon denken sollte. Nur die Noth oder ein sonderbarer Beweggrund konnte sie zu einem solchen unvorsichtigen Schritte verleiten. Meine Gedanken verwirrten sich immer tiefer, je mehr sie diesem Geheimniß auf die Spur kommen wollten. Zuerst glaubte ich auf eine verliebte Zusammenkunft rathen zu müssen, wenn diese Erscheinung vielleicht mit der Kutsche in keinem Zusammenhange stehen sollte; aber die Stunde, der einsame

verödete Ort, alles bewog mich, meine Heldin für eine Unglückliche, welche sich ihren Verfolgern, oder für eine gewaltsam behandelte Geliebte zu halten, die sich der väterlichen Grausamkeit entziehen wollte.

Halb aus Neugierde, halb aus Menschenliebe und Mitleiden, und — warum sollt' ich es läugnen, zugleich von einem geheimen, unmerklichen Triebe, wie von einer heiligen Pflicht, aufgefordert, wollte ich sehen, wie sich dieses kleine Abentheuer endigen werde. Meine Menschenfeindschaft hatte mich nicht fühllos gegen die Unglücklichen, Hülfsbedürftigen gemacht.

Schnell verbarg ich mich hinter einem dichten Gebüsch, wo ich ungesehen alle Bewegungen jener Dame beobachten konnte. Je näher sie kam, desto mehr entdeckte ich auf ihrem Antlitz die Spuren eines tiefen Grams. Aber durch diese Züge von Trübsinn und Niedergeschlagenheit schimmerte noch deutlich ihre frühe Jugend hervor; ich konnte sie nicht

für älter als dreizehn oder vierzehn Jahr halten. Bloß ihr hoher und schöner Wuchs hatte ihr in der Ferne ein älteres Ansehn gegeben, und ihre zarte Jugend erhöhte noch die warme Theilnahme, die sie mir bei ihrer ersten Erscheinung eingeflößt hatte. Ihre edle und artige Stellung, ihr bescheidner und Ehrfurchtgebietender Blick, alles, was ich an ihr bemerkte, verkündigte eine Dame von Stande.

Auf der Stelle beschloß ich, sie zu retten; denn sie schien ein trauriges Opfer des Unglücks zu seyn. „Der Himmel selbst, sagte ich zu mir, hat sie in meine Hände geführt, — ich darf sie nicht verlassen.“ Nur wollte ist erst ihre Gesinnungen erforschen, Aber sonderbar! ich sah sie von dem geraden Wege abweichen. Mit stürmischer Unruhe eilte sie nach dem Flusse, der am Fuße des Berges hinströmte. Sie blieb ohngefähr eine Minute stehen, stieg dann auf eine kleine Anhöhe, die an der schroffesten Stelle eine Art von Vorgebürge bildete, maaß mit einem wil-

den Auge auf einen Augenblick die Tiefe des Abgrundes, und zog plötzlich wie vom Blitz getroffen den wankenden Fuß zurück. Sie erhohlte sich indessen, hob die Hände zum Himmel auf, näherte sich wieder dem abschüssigen Ufer und zog ruhig ihr Kleid aus. Ihre Absicht war leicht zu errathen. Ich verlor sie keinen Augenblick aus den Augen, sondern flog aus meinem Schlupfwinkel hervor und eilte so sachte zu ihr, daß sie kein Geräusch hörte. Ich erreichte sie glücklich von hinten, ohne von ihr bemerkt zu werden; sie war mit dem Gedanken ihres nahen Todes beschäftigt. Dieß war mir völlig klar, und ich hielt mich bereit, ihr das Leben zu retten. Sie blieb ein paar Augenblicke stehen, in finstere Betrachtungen vertieft, und die Augen starr auf den Abgrund, der sie verschlingen sollte, geheftet; dann ließ sie sich auf ein Knie nieder, richtete den Blick zum Himmel empor, vermuthlich um seine Barmherzigkeit und Verzeihung für das Verbrechen zu erflehen, das sie eben an

sich selbst begehen wollte; hob sich dann plötzlich und mit Entschlossenheit auf, und nahm einen Anlauf, um sich in den Fluß, der hier zwischen steilen und engen Ufern mit reißender Schnelligkeit strömte, zu stürzen. Ich war nahe genug, diesen unseligen Sturz zu vereiteln; ich faßte sie beim Arm und rief: „Um Gotteswillen, mein Kind, was wollen Sie machen?“

Sie schien über meine Gegenwart weder erstaunt noch erschrocken, sondern betrachtete mich mit einer ruhigen Miene und antwortete nichts. Aber sie schien mir von neuem entwischen zu wollen — sie hatte ihr Leben einmal zum Opfer bestimmt. Ich hielt sie noch immer fest an den Armen, zog sie vom Ufer weg und sagte zu ihr: „Beruhigen Sie sich, meine Theure, und kämpfen Sie nicht gegen den Willen der Vorsehung, die mich zu Ihrer Rettung gesandt hat. Sie sind vielleicht unglücklich! — ach, wer kann sich rühmen, in dem Laufe seines Lebens nicht die Streiche des Schicksals empfunden zu haben? Gern will

ich glauben, daß nur die äußerste Noth Sie — in dieser frühen Jugend, zu einem so verzweifelten Entschluß gebracht hat.“ —

Sie sah mich wieder eben so starr an, aber etwas ruhiger, ohne ein Wort zu erwiedern. „Fassen Sie Zutrauen, fuhr ich fort; Sie sehen hier keinen Verräther — nur einen Menschen, der Ihnen nützlich seyn möchte. Ich selbst bin ein Opfer des Unglücks, so unglücklich, als Sie es seyn können. O reden Sie: was wollten Sie eigentlich thun? Haben Sie noch einen Zufluchtsort? Wohin soll ich Sie führen?

Endlich erwiederte sie mit einem tiefen Seufzer: „Nirgends! ich habe keinen Zufluchtsort mehr; ich bin allein auf der Welt; nur der Tod ist meine einzige Zuflucht; alles andere hört für den Unglücklichen auf.“ — Sie allein in der Welt? versetzte ich. Sie hätten keinen Vater, keine Mutter mehr? — „Ich habe sie nie gekannt.“ — Auch keine Verwandten? — „Nein; ich bin allein in der Welt! — Sollten Sie nicht einige Freun-

de, einen Gönner haben? — „ Nichts, gar nichts; ich bin allein in der Welt. “ — Aber woher kommen Sie jetzt? wer hat Sie hieher gebracht? Und Ihr Name? — „ Ich komme von Morlaix, wo ich die Jahre meiner Kindheit zugebracht habe; ich kenne die Menschen nicht, die mich in den angränzenden Wald brachten und mich da verließen; ich heiße Maria. “ — Sie wissen doch wenigstens, wer Sie in Ihrer Kindheit gepflegt, wer Sie erzogen, wer bei Ihnen bis zu dem Augenblick, wo man Sie wegführte, die Mutterstelle vertreten hat? — „ O ja, es war Frau von Ponty — Wer ist diese von Ponty — „ Das weiß ich nicht. “ — Wo wohnt sie denn? — „ Zu Morlaix “ — Darf ich Sie dahin wieder zurückführen? „ Wie? zu ihr? “ — Nun ja, seyn Sie nur aufrichtig. Betrachten Sie mich als Ihren Vater, als Ihren zärtlichen Vater, und fassen Sie nur Vertrauen. — „ Das kann ich jetzt wenigstens nicht, wenn ich auch wollte; ich weiß mir selbst kaum Rechenschaft

von meinen Gefühlen zu geben, denn ich bin noch ganz verwirrt von den schrecklichen Ereignissen des heutigen Tages." — Das will ich gern glauben; aber die Frau von Ponty? — „O die ist weit, so weit; und dann ... ich weiß wahrhaftig nicht, was ich sage, was ich denke." — Gutes Kind, ich denke mich ganz in Ihre Lage; Ihr Unglück hat auch Ihrem armen Kopfe so arg zugesetzt, daß Sie Sich nicht einmal der neuesten Vorfälle noch erinnern können. Ziehen Sie Ihr Kleid wieder an, und folgen Sie mir; nach ein paar Minuten sind wir in meinem Hause. — „In Ihrem Hause?" — Ja; rechnen Sie da auf eine Behandlung, wie sie dem Unglücklichen gebührt; dort werden Sie die Unterstützung und Ruhe finden, die Sie nach einer so mächtigen Erschütterung bedürfen. — „Also nach Ihrem Hause?" — Nun? — „Aber, bester Herr" ... Sie schwieg, faßte mich starr ins Gesicht, vergoß einige Thränen und nahm meine Hand: „Ich bin's zufrieden, sagte sie

endlich; Sie sind ein Retter, mir vom Himmel in der Nacht meiner Widerwärtigkeiten gesandt; kommen Sie, ich will Ihnen folgen.“

Sie zog Ihr Kleid wieder an und ich führte, oder vielmehr ich schleppte sie nach meinem Hause; denn Kummer und Müdigkeit hatten die zarten Kräfte des armen Mädchens so sehr erschöpft, daß sie kaum aufrecht zu stehen vermochte.

5tes Kapitel.

Glücklich für die arme Maria, daß mein Haus von dem Orte, wo ich sie dem Tode entrissen hatte, nicht weit entfernt lag; sonst hätte sie es auf keine Weise erreichen können. Wir kamen endlich dahin, nach einem eben so langsamen als beschwerlichen Gange. Ich empfahl sie meiner Haushälterin zur sorgfältigsten Pflege, entdeckte der letztern zwar nichts

von dem Zustande, in welchem ich sie gefunden, gab aber Befehl, daß der jungen Maria mit aller Achtung begegnet werden sollte, worauf ihre Jugend und ihr Unglück Ansprüche hätten. Ich bestellte eine kräftige Fleischbrühe, ließ ihr aber zugleich in einem kleinen unbewohnten Gemach neben dem Zimmer meiner Haushälterin ein Bette zurecht machen. Diese ehrliche Frau (Namens Dumont) besaß mein volles Zutrauen, war schon bei meiner Geburt gegenwärtig gewesen, und von mir zur Belohnung für ihre alten, treuen Dienste an die Spitze meines Hauswesens gestellt. Maria fiel sogleich in einen tiefen Schlaf, woraus sie erst gegen Abend von dem Hunger aufgeweckt wurde. Sie durfte aber nicht aufstehen; das Abendessen mußte ihr vor's Bette gebracht werden. Sie schlief nachher des Nachts eben so sanft als vorher am Tage, und war schon des andern Morgens so wohl, daß sie keiner weiteren besonderen Pflege bedurfte.

Mir ging es so angenehm nicht. Die Ereignisse des vorigen Tages hatten mein Blut in eine solche Wallung gebracht, daß ich keine Minute schlafen konnte. Das seltsame Abentheuer mit diesem Mädchen beschäfftigte meine Gedanken unaufhörlich, aber unmöglich war es, die Beweggründe ihres seltsamen Entschlusses ausfündig zu machen. Ich hatte sie nur ein paar Augenblicke gesehen, und auf ihrem Antlitz Züge gefunden, die mir nicht unbekannt schienen, wiewohl ich sie nicht recht zu deuten wußte.

Dieser Umstand, den ich anfangs gar nicht ahnden konnte, reizte meine Neugierde nur desto mehr, und bot meiner Einbildungskraft ein weites Feld von Betrachtungen dar. Es war mir in der That unendlich viel daran gelegen, die Unglückliche kennen zu lernen, deren Stand so sehr über die gemeine Klasse erhaben schien; gleichwohl ließ ich mehrere Tage verstreichen, ohne die mindeste Fragen über ihr Schicksal zu thun. Nur von gleichgültigen Dingen sprach ich mit ihr, um ihr

Zeit zu einer völligen Erhohlung zu lassen, und hatte auch meiner Haushälterin die strengste Zurückhaltung von allen neugierigen Nachfragen anbefohlen. Mein Wille wurde pünktlich befolgt.

Schon acht Tage war Maria in meinem Hause gewesen, und wir wurden allmählich vertrauter. Da ich ihrer Gesinnungen jetzt gewiß zu seyn glaubte, schlug ich ihr einen kleinen Spaziergang in die angränzenden Gegenden vor; denn sie war bis jetzt noch nicht aus meinem einsamen Gute gekommen. Sie machte keine Schwierigkeiten, äußerte sogar ihre Freude über diesen Vorschlag. Ich wollte sie nach dem Orte jenes Auftritts zurückführen, um das Gespräch auf einen Gegenstand zu leiten, dessen Ergründung mir so sehr am Herzen lag.

Ich faßte ihren Arm und führte sie nach dem kleinen Walde, der nicht fern von meiner Wohnung lag. Wir kamen vor der Insel vorbei, die ich gekauft und wovon ich meinen Namen entlehnt hatte; Maria fragte, wem

sie gehöre, und zeigte Lust, auf ihr spazieren zu gehen. Dieß war es, was ich wünschte. Die Ruhe ihrer Seele nahm mir alle Besorgnisse, daß der Anblick des Flusses einige lebhafte schmerzliche Erinnerungen bei ihr wecken möchte, und ich säumte keinen Augenblick, ihren Wünschen zu willfahren.

Wir stiegen in meinen Nachen, und fuhren an dem kleinen Vorgebürge vorbei, wo Maria vor einigen Tagen ihr unglückliches Leben endigen wollte. Ich wandte kein Auge von ihr, um zu sehen, welchen Eindruck dieser Anblick auf sie machen würde; mit Gewißheit konnt' ich voraussetzen, daß sie den Platz wieder erkannte. Sie betrachtete ihn mit einem festen, ruhigen Blicke, was mir einen vortheilhaften Begriff von ihrem Charakter gab.

Wir landeten in einer kleinen Bucht, wo ich meinen Nachen festzubinden pflegte, um ihn nicht der Heftigkeit der fortströmenden Wellen Preis zu geben. Dann gingen wir an einen kühlen, anmuthigen Ort, den einige

liebliche Bäume der Insel umschatteten, und ließen uns auf eine Rasenbank nieder, die ich mit duftenden Gebüschen geschmückt hatte. In einiger Entfernung rauschte eine Wasserquelle und bildete einen Bach, an dessen Ufern sich Weiden und schlanke Pappeln erhoben. Der Gesang der Vögel, der süße Duft der Blüthen, die Kühle des Schattens verbreiteten über diesen Ort den herrlichsten Zauber, und rührten auch die Seele meiner Maria so sehr, daß sie ihn nicht genung bewundern konnte. Sie bedauerte nur, daß er so weit entfernt, und daß der Genuß desselben mit einigen Beschwerden verknüpft wäre.

Ich suchte indessen Gelegenheit, das Gespräch auf den beabsichtigten Punkt zu leiten, und Maria gab mir diese Gelegenheit selbst. Indem sie ihre Blicke auf die Wellen des Flusses richtete, den man durch die Bäume sehen konnte, wurde sie ganz tiefsinnig; ich wollte erst den Eindruck abwarten, den dieser Anblick auf sie machen würde, ehe ich redete.

Mit einem traurenden Auge sah sie mich an, und sagte dann, indem sich ein Seufzer aus ihrem Busen hervordrängte: „Mein würdiger Wohlthäter, werden Sie mich immer in Ihrem Hause behalten?“ — Immer? versetzte ich. Das wird auf Ihr Zutrauen ankommen; Ihr Schicksal hängt in dieser Rücksicht von Ihnen allein ab.

Kaum hatte ich diese Worte gesagt, als sie zu meinen Füßen sank, ihre beiden Hände zusammenschlug, und mit einer zärtlichen, bittenden Miene, mit einem noch ausdrucksvolleren Blicke hinzusetzte: Aus Mitleiden, bester Herr, behalten Sie mich; was soll die arme Maria anfangen, wenn sie auch von Ihnen verlassen würde, ohne Stütze, ohne Hülfe müßte sie dann endlich dennoch“ ... sie wies bei diesen Worten mit der Hand nach dem Flusse. „Stehen Sie auf, liebes Mädchen, sagte ich und umarmte sie zärtlich“ — stehen Sie auf und seyn Sie ganz unbesorgt. Sie sind unglücklich, und ich habe ein menschliches Herz, ich selbst bin ein Sohn des Un=

glücks und weiß die Leiden meiner bedrängten Mitmenschen zu schätzen. Ich schwöre Ihnen hier, Sie nie zu verlassen; aber entdecken Sie mir wenigstens, was Sie von Sich selbst wissen. "

„ Was ich von mir selbst weiß? versetzte sie. Ach ja! aber nach meinen besten Erklärungen werden Sie nicht mehr wissen, als jetzt. Ich habe die Frau von Ponty, die mich erzog, und die ich nur verlassen mußte, um den Händen anderer wohlthätiger und mitleidiger Personen übergeben zu werden, sehr oft über meine Eltern befragt; da sie aber selbst von ihnen nichts wußte, so konnte sie mir auch nur ungewisse Nachweisungen geben. Was sie mir gab, will ich Ihnen aufrichtig mittheilen. Möchte Sie meine Folgsamkeit wenigstens überzeugen, welchen Werth ich auf Ihre Güte setze, und wie sehr ich wünsche, mich derselben würdig zu machen. "

Maria sammelte ihre Gedanken, um sich zu erinnern, was sie mir zu erzählen ver-

sprochen hatte; ihr Gedächtniß war vielleicht noch etwas zerstreut und verwirrt. Ich sah, daß sie einige Minuten Ruhe brauchte und nahm mich wohl in Acht, sie durch neue Fragen zu stöhren.

6tes Kapitel.

Sie hatte mir wirklich mehr als Mitleiden eingeflößt, diese unglückliche und verbannte Maria. Ich weiß nicht, welch' eine innere unerklärbare Neigung mich unwiderstehlich zu ihrem Besten hinzog; ich nahm schon im voraus den lebhaftesten Antheil an ihrem Schicksal, und hatte insgeheim den festen Entschluß gefaßt, sie den Verfolgungen des Unglücks zu entreissen und in meinem Hause zu behalten. Ich wollte ihre Erziehung vollenden und sie nachher anständig ausstatten, wenn sie ihrer Aussage gemäß ihre Eltern nicht kannte, und niemand sich fände, der

seine elterlichen Rechte auf sie geltend machen würde. Ohne Kinder und Erben — denn ausser mir war von meiner Familie keiner mehr übrig, faßte ich schon den Entschluß ihr mein Eigenthum zu vermachen; sie konnte dabei wenigstens auf ein rechtliches Auskommen, wenn auch auf keine Reichthümer rechnen. Die Vorsehung selbst schien dieß junge Geschöpf in meine Wege geführt, und mit mir gleichsam näher verbunden zu haben.

Diese Gedanken und Vorsätze beschäfftigten mich, während Maria ihre zerstreuten Erinnerungen zu sammeln suchte. Nach einigen Augenblicken hob sie endlich die Augen auf, nahm meine Hand, drückte sie zärtlich, vergoß einige Thränen und erzählte mir ohngefähr mit folgenden Worten ihre Geschichte; ich hörte ihr mit der größten Aufmerksamkeit zu:

„ Ehrwürdiger Wohlthäter, Sie haben es gewollt, daß ich Ihnen die Ereignisse erzähle, denen ich das unschätzbare Glück Ihrer Bekanntschaft verdanke; ich will es versuchen,

und Ihnen alles, was ich von der Geschichte meines Lebens weiß, mit der größten Aufrichtigkeit mittheilen. Meine Geburt ist ein Geheimniß, das noch bis jetzt von mir nicht entschleiert ist; man hat sie in ein Dunkel zu hüllen gewußt, das vielleicht nie einen Lichtstrahl zulassen wird.“

„Frau von Ponty, die mich erzog, ist die Wittwe eines See-Officiers, und lebte in der Stadt Morlaix von einer mäßigen Pension von fünfhundert Livres und von einer Leibrente, die ihr jährlich hundert Pistolen einbrachte. Gleichgültig gegen die Welt, hatte sie ihre Wohnung in einem kleinen, fast einsam stehenden Hause genommen, das nicht weit vom Ufer des Meeres lag. Zu ihrer Aufwartung hatte sie keinen Menschen weiter, als eine schon bejahrte Frau, Namens Therese, die ihr gedient hatte, da sie noch im Ueberflusse lebte, und sie auch jetzt nach dem Verlust ihres beträchtlichsten Vermögens nicht verlassen wollte. Es sind ohngefähr erst zwei Monathe, als diese edle

Frau starb, und die Thränen, welche Frau von Ponty bei ihrem Tode vergoß, enthalten eine Lobrede auf beide.

Ich war kaum der Wiege entschlüpft, als ich der Pflege dieser Frau anvertraut wurde, und fand in ihr die zärtlichste Mutter. Ihr habe ich meine wenigen Kenntnisse zu danken, und werde, wohin mich auch das Schicksal verschlagen mag, ein ewig dankbares Herz gegen sie fühlen.

„Ein schön gebildeter junger Mann, ohnfehlbar von hohem Stande, der sich vorher genau nach der Frau von Ponty erkundigt hatte, brachte mich zu ihr, und sagte:"

„Sie sind zur Erzieherin dieses jungen „Mädchens bestimmt, Madame, und ha„ben versprochen, dies Amt mit Treue zu „führen. Man vertraut sie Ihrer Aufsicht „bloß deswegen, weil man Ihre Grundsä„tze kennt, und sich von Ihrer Seite ver„spricht, daß Sie dieses Kind mit wahrer „mütterlicher Sorgfalt behandeln werden. „Sie wird lange bei Ihnen bleiben; Sie

„ sollen bei ihr Mutterstelle vertreten, und
„ ihr zartes Herz zur Tugend aufführen.
„ Alle Vierteljahr werden Sie pünktlich fünf=
„ zig Louisd'or theils zu ihrer Beköstigung
„ theils zur Besoldung ihrer künftigen Leh=
„ rer erhalten. Forschen Sie nie wer diese
„ Maria — denn unter keinem andern Na=
„ men darf sie Ihnen bekannt werden —
„ seyn mag, sparen Sie alle Nachfragen
„ nach ihren Eltern; der geringste Versuch
„ dieser Art könnte für Sie sehr unglücklich
„ ausfallen. Ihre Eltern haben wichtige
„ Ursachen, ewig unbekannt zu bleiben; die
„ Entdeckung ihres Geheimnisses würde nur
„ das Verderben des Unglücklichen Mitwis=
„ sers seyn. Sie sind eben nicht reich —
„ Ihr Glück hängt von Ihrem Betragen,
„ besonders von Ihrer Verschwiegenheit ab.
„ Nie werden Sie mit einem andern als
„ mit mir in Rücksicht dieses Kindes zu
„ thun haben, und nur mir oder dem Ue=
„ berbringer dieser Charte, deren andere
„ Hälfte Sie sorgfältig aufbewahren müs=

„ sen, dürfen Sie einst Marien verabfol-
„ gen lassen, wenn man sie zurückfordern
„ sollte. Diesen Zeitpunkt kann ich freilich
„ noch jetzt nicht bestimmen, aber Sie kön-
„ nen darüber ganz unbesorgt seyn. Ihr Kost-
„ geld werden Sie immer richtig erhalten.
„ Durch einen Brief werden Sie erfahren,
„ wo Sie diese Gelder heben sollen. Mehr
„ habe ich Ihnen nicht zu sagen; aber noch
„ einmal, Madame, merken Sie wohl, daß
„ die geringste Unbesonnenheit Sie ewig un-
„ glücklich machen kann. Leben Sie wohl.“

„ Er entfernte sich und ließ die Frau von Ponty in einem Zustande des Erstaunens zurück, den man sich leicht vorstellen wird. Sie hatte bei den ersten Vorschlägen, die ihr mit meiner Erziehung gethan wurden, nicht geahndet, daß sie dabei so viel zu verantworten haben würde. Aber jetzt hatte sie einmal ihr Wort gegeben und wollte es halten. Auch wich sie nie von den vorgeschriebenen Bedingungen ab.“

„ Mit der gewissenhaftesten Sorgfalt

wurde der Frau von Ponty entrichtet, was man ihr versprochen hatte, und sie betrug sich dagegen auf eine Art, die ihr keinen Vorwurf zuziehen konnte. Nie erlaubte sie sich über ihre Pflegetochter die mindeste neugierige Frage, und dämpfte den Reiz ihrer natürlichen Neugierde durch das Gefühl ihrer Pflichten. Den jungen Mann, der mich zu ihr geführt hatte, sah sie nachher nicht wieder."

„Ich lebte unter der Aufsicht dieser Frau vollkommen zufrieden; sie pflegte meiner Kindheit mit der edelsten Sorgfalt, war zwar von Natur mehr kalt und ernst als liebkosend; aber ich liebte sie aufrichtig wie meine Mutter."

„Mit dem reifenden Alter wandte ich mich an sie mit verschiedenen Fragen wegen meiner Eltern und meiner Geburt, aber konnte natürlich von ihr nichts weiter erfahren, als was sie selbst wußte, und was sie mir, besonders in den letzten Jahren so oft wiederhohlt hat, daß ihre eignen Worte meinem

Gedächtniß noch so lebhaft vorschweben, als hätte ich sie erst gestern gehört."

„Seit einer Reihe von zehn Jahren hatte mich nichts in dieser glücklichen Ruhe gestöhrt, als zuweilen jene gänzliche Unwissenheit über mein Herkommen. Aber jetzt wich das Glück plötzlich von meiner Seite, und stürzte mich in einen Abgrund von Widerwärtigkeiten, denen ich ohne Ihr grosmüthiges Mitleiden hätte unterliegen müssen. Heute vor acht Tagen haben Sie mir das Leben gerettet, und zwei Tage vorher hatte ich die erste Bekanntschaft mit dem Elende gemacht."

„Ich kam eben mit der Frau von Ponty von einem Spaziergange vom Ufer des Meeres zurück, wovon ihre Wohnung, wie Sie schon wissen, nicht weit entfernt lag, und sah vor unserm Hause eine Kutsche mit sechs Pferden und zugleich eine Postkalesche halten, welche für zwei Personen Raum hatte. Gleich fiel es mir auf, daß man mich gewiß abhohlen wollte, und die Hoffnung, das

Geheimniß meiner Geburt zu enträthseln, hatte nicht so viel Reize für mich, um einer gewissen Beklemmung des Herzens zu wehren, welche die Wahrsagerin meines bevorstehenden Unglücks zu seyn schien. “

„ Auf dem Saale erwarteten uns zwei Männer, wovon wir den einen sitzend, den andern stehend antrafen. Der erste war groß und ziemlich wohl gebildet, hatte aber in seinem Betragen und seinen Zügen etwas Gemeines, das er nicht einmal durch einen Anstrich von erzwungenem Adel verdecken konnte; der andere war kleiner, aber sein Aeußeres verrieth einen weit edleren Anstand. Wiewohl der Schmerz oder sonst eine Ursach seine natürliche Gesichtszüge etwas entstellt zu haben schien, so verkündigte doch seine ganze Person einen höhern Rang, als bei dem Manne, dem er mit der größten Achtung und Ehrerbietung begegnete. Der sitzende Mann begnügte sich bei unserm Eintritt in den Saal mit einer kleinen Verneigung des Hauptes; er wollte uns bloß zei-

gen, daß er uns bemerkt hätte; der andere grüßte uns mit der anmuthigsten, zuvorkommensten Artigkeit."

„Der erste zeigte der Frau von Ponty die Hälfte der schon erwähnten Charte und fragte sie, wo das Kind wäre, das man ihr vor ohngefähr zehn Jahren anvertraut habe. Sie faßte mich bei der Hand, ließ mich vortreten und sagte: Hier steht sie vor Ihnen. — Ich hätte sie erkennen sollen, versetzte er; sie ist ihrer Mutter sehr ähnlich — nur etwas schöner gebildet."

„Er faßte mich stark ins Gesicht. Der andere betrachtete mich indessen mit wahrer Theilnahme; sein höfliches und freundliches Wesen machte auf mein Herz einen weit tiefern Eindruck; und ich glaubte in seinen Augen sogar einige Thränen bemerkt zu haben, die er aber sogleich wieder zu trocknen suchte. Da mich jener genug betrachtet zu haben schien, winkte er, daß ich zurücktreten sollte, wandte sich dann zu jenem, der ihm

gegenüber stehen geblieben war, und sprach: „Erkennen Sie es an, dieses Kind?“ — Der andere antwortete nichts, warf sich ihm stillschweigend zu Füßen und sagte zwar leise, aber doch so vernehmlich, daß wir es hören konnten: „O Gnade, Gnade, für diese Unglückliche, gnädiger Herr! Immerhin nehmen Sie mir das Leben, wenn die Rache des großen Fürsten, an dem ich mich nur zu schwer versündigt habe, durch meine lange Gefangenschaft noch nicht gestillt ist; aber schonen Sie dieses unschuldige Geschöpf, dem Sie nichts als — sein Leben vorwerfen können.“

„Sie werden leicht denken, was ich bei diesen Worten empfand. Dieser gnädige Herr, der also ein Mann von hohem Stande seyn mußte, fand es nicht für rathsam, das Stillschweigen, das nach jenen Worten in dem Zimmer herrschte, zu brechen. Er schien bloß nachzudenken, was er thun sollte, und begnügte sich, dem unschuldigen Schlachtopfer, das vor ihm lag, mit der Hand zum

Aufstehen zu winken, dann erhob er sich plötzlich, eilte aus dem Saale, und ließ uns mit dem Unbekannten allein.“

„Während seiner Abwesenheit trat der Unbekannte zu mir, schloß mich mit der wärmsten Zärtlichkeit in seine Arme und benetzte meine Wangen mit heissen Zähren; lange, schmachtende Seufzer arbeiteten sich aus seinem Busen hervor, seine Augen richteten sich zum Himmel und fielen dann auf mich zurück; — er drückte mich wieder an seinen Busen und heftete einen letzten Kuß auf meine Lippen. Es ist mir unmöglich, Ihnen Rechenschaft von dem zu geben, was damals in meinem Innersten vorging; aber seine ganze Person forderte mich zu einer Theilnahme auf, die ich ohngefähr mit dem Gefühl vergleichen möchte, das ich in Ihren Armen empfinde.“

„Sein Richter, in dem ich nun auch den meinigen fürchten mußte, trat bald wieder herein, von zwei Wächtern begleitet, be=

nen er befahl, den Unbekannten nach der Postkalesche, welche auf der Straße einige Schritte von der andern Kutsche hielt, zu führen, ihn in den Wagen steigen und nicht entwischen zu lassen. "

„ Der Unglückliche wandte sich um, öffnete mir noch einmal seine Arme, und brach beim Weggehen in ein Wehklagen aus, dessen schneidende Heftigkeit die Tiefen meines Herzens durchbohrte. "

„ Nach seinem Abschiede sagte der gebieterische Herr, dessen grausame Gewalt ich schon zu fürchten anfing, mit einem kalten und stolzen Ton: „ Mamsel, nehmen Sie Abschied von der Frau von Ponty. " — Wie? erwiederte ich; Sie wollen mich also wegführen? Er antwortete nichts, warf noch einen, wo nicht wilden, aber ernsten Blick auf mich, der mich von neuem zittern machte, und ging wieder hinaus. "

„ Jetzt stürzte ich mich in die Arme der Frau von Ponty und wir hielten uns unter den schmerzlichsten Thränen innig umarmt,

als mein Tyrann mit zwei Männern aus seinem Gefolge wieder herein trat, und zu ihnen sagte: „ Bringt das Mädchen in meinen Wagen und begegnet ihr höflich. " "

„ Frau von Ponty bat um Erlaubniß, für mich einige Wäsche und die Kleider zusammenzusuchen, die ich vielleicht gebrauchen würde. Mit einem ziemlich auffahrenden Ton, versetzte er, daß ich diese Sachen nicht brauche; sie sollte alles als einen Lohn für ihre Sorgfalt behalten, und es als ein Geschenk von den Leuten ansehen, die mich ihrer Obhut anvertraut hätten. Er warf ihr noch eine Börse mit fünfzig Louisd'or hin, ging dann plötzlich hinaus, ohne sich ihr zu empfehlen, hob mich in den Wagen und setzte sich zu mir. Es mochte ohngefähr halb acht Uhr des Abends seyn. "

„ Wir fuhren die ganze Nacht und den ganzen folgenden Tag, ohne uns weiter aufzuhalten, als um an ein paar Orten, wo man schon vorher für uns bestellt hatte, etwas Nahrung zu uns zu nehmen. Wir fan-

den die Mahlzeiten schon bei unserer Ankunft bereit."

„Für mich allein wurde in einem besondern Zimmer aufgetragen. Ich bekam keinen Menschen zu sehen als einen Mann aus dem Gefolge meines Reisegefährten, der für alle meine Bedürfnisse sorgen mußte. Ich erhielt die köstlichsten Speisen und gestehe, daß ich unter andern Umständen eine solche Artigkeit würde zu schätzen gewußt haben."

„Ich dachte an nichts weiter als an meine gegenwärtige Lage. Was wollte man mit mir machen? Welch ein Schicksal stand mir bevor? Hatte ich zu hoffen, oder zu fürchten? Die regsamste Neugierde für den Zweck und das Ende meiner geheimnißvollen Reise konnte mich doch nicht bewegen, an den Bedienten, der mir bei Tische aufwartete, einige Fragen darüber zu thun, und ich that wohl; er hatte ohnstreitig Befehl sie nicht zu beantworten. Die nächsten Ereignisse meiner Reise bestärkten mich in dieser Vermuthung."

„ Gegen das Ende der folgenden Nacht, der zweiten seit meiner Abreise von Morlair — machte unser Wagen in einem sehr dichten Walde, dessen Dunkel, von keinem Schimmer des Mondes erleuchtet, nur desto schrecklicher war, auf einmal halt. Wenn ich nicht irre, so kann dieser Wald nicht weit von hier liegen. Der Schlag unserer Kutsche öffnete sich, und ein Mensch, den ich für einen Bedienten ansah, sagte zu meinem Nachbar: Wir sind jetzt da; was soll ich thun? — Meine Befehle, versetzte der grimmige Richter meines Schicksals mit einer etwas wankenden Stimme. Die Kutsche wurde sogleich wieder zugeschlagen. Noch einige Augenblicke, und ich hörte einen Pistolenschuß, der mir einen lauten Schrei auspreßte. Mein Führer, der seit dem Augenblick unserer Abreise noch kein Wort mit mir gesprochen hatte, faßte mich bei der Hand und sagte mit vieler Sanftmuth: „ Seyn Sie ruhig, Mamsel, es bedeutet nichts. “ “

„ Derselbe Mann, der die Kutsche vorher geöffnet hatte, machte sie wieder auf, und sagte: „ Es ist geschehen. “ Mein Begleiter sagte nichts weiter, als daß man zufahren solle. “

„ Wir hatten den Wald etwa seit einer Stunde verlassen, als wir an das kleine Gehölz kamen, das sich bis zur andern Seite jenes Hügels erstreckt. Der Tag dämmerte schon; der Wagen hielt wieder: derselbe Mann machte ihn auf. Ein unwillkührlicher Schauder ergriff mich und ein kalter Schweiß bedeckte meine Glieder; ich zitterte am ganzen Körper. Mein stummer Meuchelmörder — denn er verdiente troz seines Ranges keinen edleren Namen — befahl, man sollte mich aus dem Wagen heben .... meine Angst vermehrte sich sichtbar; gleichwohl mußte ich folgen. Der Vollzieher seiner barbarischen Aussprüche, dessen äusserliche Gestalt, Sprache und Geberden aber keine wilde Gesinnung verriethen, faßte mich bei der Hand und führte mich in das Wäldchen. Wir

gingen noch eine Weile, und mein Führer blieb bald an einem gewissen Platze stehen, ließ meine Hand fahren, und sagte: "

„ Fliehen Sie, armes Kind; machen Sie, „ daß Sie einen Zufluchtsort finden. Hier „ ist einiges Geld für Ihre ersten Bedürf„ nisse; ich habe nicht mehr (er drückte „ mir einen Doppellouisd'or in die Hän„ de). Ich hatte Befehl .... aber nein! „ ich bin nicht zum Meuchelmörder ge„ macht; ich setze meine Freiheit, vielleicht „ mein Leben aufs Spiel, indem ich Ih„ rer schone. Wenn man jemals erfah„ ren sollte .... Aber gleichviel! Ich „ habe eine edle That gethan, mein Ge„ wissen fühlt sich beruhigt. "

„ Er schoß eine Pistole in die Luft, füllte in aller Eile ein Grab, das ich nicht bemerkt hatte, mit Erde, bedeckte es mit frisch gehauenen Zweigen, drückte mir die Hand und eilte davon. "

„ Ich war vor Entsetzen zur Erde ge-

sunken; dieser letzte schreckliche Auftritt hatte mich in einen Zustand von wahrer Erstarrung versetzt. Ich verlor alle Fassung und wußte keinen leidlichen vernünftigen Gedanken über meine jämmerliche Lage zu fassen.“

„Eben hatten sich Aurorens erste Strahlen gezeigt. Allmählig erhohlte ich mich von meiner ersten Bestürzung und suchte meine verwirrten Ideen zu sammeln. Aber jetzt erst fiel es mir auf, daß ich in diesem unbekannten Walde allein sey, daß mich tausend drohende Gefahren umringten. Ein neuer Schrecken übermannte mich bei diesem Gedanken; beinahe sank ich in meine vorige Betäubung zurück. Nur die Nothwendigkeit auf meine Erhaltung zu denken, bewog mich, diesem Zustande von Hülflosigkeit zu entfliehen. Ich stand geschwind auf und eilte, soviel es meine Kräfte erlaubten, den unglücksvollen Wald zu verlassen, dessen Anblick mir so fürchterlich war.“

„Ich erreichte endlich die Gränze desselben und sah unsere Kutsche schon in wei-

ter Entfernung; nach ein paar Minuten war sie auf der Spitze des Berges, wo sie mir dann aus den Augen verschwand. Ich dachte nicht einmal an diese Unvorsichtigkeit und an meine Gefahr, wenn mich vielleicht einige Leute aus dem Gefolge meines boshaften Mörders erblickt hätten; gleichgültig verfolgte ich den nehmlichen Weg. Ich ging so schnell, als ich bei meiner großen Erschöpfung konnte, und erreichte, nicht ohne vielen Aufwand von Anstrengung den Gipfel des Berges, wo ich den Wagen aus den Augen verloren hatte. Dieß war das letzte, was meine Kräfte vermochten; ich konnte mich nicht mehr halten, meine Beine zitterten, und sanken auf dem feuchten, vom Thaue benetzten Rasen zusammen. Die Kälte wurde mir heilsam; sie gab mir einige Kräfte und meine Besinnung wieder. Es war indessen heller geworden und die Gegenstände liessen sich besser unterscheiden; allerwärts blickte ich um mich herum, war aber noch zu schwach, um mich gelassen in meine schre-

ckenvolle Lage zu fügen. Das Geheule des Sturmes, der Flug eines Vogels, sogar das Rauschen der Blätter, alles erfüllte meine Seele mit einem tödlichen Schrecken. Ich wurde in der That ohnmächtig."

„Mehrere Minuten dauerte dieser Zustand von Bestürzung und Fühllosigkeit. Endlich bemerkte ich den Strom unten am Berge — ein Anblick, der mir neue Kräfte und neuen Muth gab. Von der ganzen Welt verlassen, ohne den mindesten Strahl von Hoffnung für eine bessere Zukunft, nur von einem grausamen Elende, von Schimpf und Schande bedroht .... ach Gott, dieß war zu viel. Mein Geist empörte sich vor diesen schrecklichen Bildern, und fand im Tode keine grauenvolle Erscheinung; — auf der Stelle beschloß ich, meinem unglücklichen Leben ein Ende zu machen. Voll festen Muths ging ich den Berg hinunter und sah dem Ende meines Daseyns ohne Erblassen entgegen."

„Sie wissen das Uebrige ehrwürdiger Greis; Ihre Grosmuth hat mich gerettet.

Ich will es gern glauben, daß die Vorsicht, welche immer über die Unschuldigen wacht, Sie vielleicht nur deswegen zu meiner Hülfe gesandt hat, um mich die Last eines beschwerlichen Lebens ertragen zu lehren. Ach! wie unglücklich würde die arme Maria seyn, wenn mich Ihr Mitleiden nach dieser großmüthigen Hülfe verlassen, und neuen Widerwärtigkeiten zum Raube hingeben wollte. Ich weiß in der ganzen Welt keinen einzigen Menschen, der sich meiner jetzt erbarmen könnte. Meine Eltern kenne ich nicht, und muß sie für todt oder verloren halten, weil mir alles beweißt, daß sie mich selbst von nun an für todt ansehen werden. Mein Schicksal liegt in Ihren Händen; ich verlange weder Ansehn noch Reichthum; mein einziger Wunsch ist, ein dem Kummer geweihetes Daseyn in der tiefsten Einsamkeit zu durchleben.“

7tes Kapitel.

Kaum hatte Maria die Erzählung ihrer traurigen Schicksale geendigt, als sie ihre Augen, deren schmachtender, rührender Ausdruck das roheste Herz erweicht hätte, voll Zärtlichkeit auf mich richtete; große Thränen rollten auf ihre Wangen, und schienen mich, wo möglich, noch zu einer wärmeren Theilnahme, als ich schon für ihre zarte unglückliche Jugend empfand, auffordern zu wollen.

Ich schloß sie mit Inbrunst in meine Arme und sagte: „ Seyn Sie unbesorgt meine Theure, ganz unbesorgt; ich werde Sie nicht verlassen. Ich habe keine Kinder mehr: ich will Ihr Vater seyn, will Ihnen ersetzen, was Ihnen das Schicksal geraubt hat. Sie sollen den Abend meines Lebens verschönern und mir endlich die Augen zuschliessen. “

Dieß Versprechen beruhigte sie, und eine fröhliche Rührung wechselte auf ihrem Antlitz mit den Spuren der Furcht und des Schmerzes; sie warf sich mir plötzlich wieder zu Füssen, faßte meine Hände und bedeckte sie mit Küssen und Thränen. Diese gefühlvolle Dankbarkeit gab mir die besten Zeichen von ihrem edlen Charakter und lohnte mich schon im voraus für meine Wohlthaten.

Ich bat sie, mir von nun an den süßen Namen Vater zu geben, und nannte sie ebenfalls Tochter. Auch erhielt sie den Namen von Barre, den ich seit meinem hiesigen Aufenthalt statt meines wahren Namens angenommen hatte, um desto ruhiger und unerkannter zu leben. Seit dem unglücklichen Fall meines Sohnes hatte ich die wichtigsten Ursachen, mich gegen die dauernde Rache und die neuen Bosheiten meines unversöhnlichen Verfolgers zu sichern.

Was meine Maria betrifft, so konnte ich in ihrer ganzen Geschichte nur ein undurchdringliches Räthsel finden, worin ich selbst

die kleinsten Ereignisse nicht zu enthüllen vermochte. Soviel lag am Tage, daß ihre Geburt ein äußerst wichtiges Geheimniß und ihre Eltern von sehr hohem Stande waren. Nur das Ohngefähr oder ein außerordentlicher Zufall konnte mir vielleicht dieß tiefe Geheimniß entwickeln.

Aus den einzelnen Daten der Geschichte selbst ergaben sich wenige Aufklärungen. Ein Unbekannter, den man einen gnädigen Herrn nannte, und welcher mit kaltem Blute die empörendsten Grausamkeiten befahl, wofern man sonst nicht annehmen wollte, daß Maria die Sachen vor Schaam und Bestürzung in einem falschen Lichte gesehen hätte, was mir aber nicht wahrscheinlich schien, weil ihre Erzählung das Gepräge der entschiedensten Wahrscheinlichkeit führte, und mit ihrer eignen letzten Geschichte sehr gut zusammenhing; — ein Gefangener, der ihr die zärtlichste Theilnahme bewies und um das Geheimniß ihrer Geburt zu wissen schien; — Mariens plötzliche Entführung aus ei=

nem Hause, wo sie die ganzen Jahre ihrer Kindheit, wie unter der Aufsicht einer guten Mutter, zugebracht hatte; ihre Reise mit jenem vornehmen Herrn, der vermuthlich nur einen fremden Auftrag ausrichtete, indem er sie aus der Welt schaffen wollte; die Worte des großmüthigen Mannes, der ihr das Leben rettete — dieß schien mir so sonderbar und räthselhaft, daß ich mich nicht darin finden konnte.

Um desto eher hinter die Wahrheit zu kommen, die mir aus Gründen, wovon ich mir selbst keine deutliche Rechenschaft zu geben wußte, äußerst am Herzen lag — faßte ich den Entschluß nach Bretagne zu reisen, in welcher Provinz die Frau von Ponty nach Mariens Aussage wohnte. Ihr Haus sollte am Ufer des Meers, ohngefähr eine Viertelstunde von Morlaix, in einem ganz einsamen Dörfchen liegen. Ich schmeichelte mir, von dieser Frau einige Aufklärungen über Mariens Herkommen zu erhalten, die sie dem jungen Kinde vielleicht

aus weisen Absichten verborgen hätte; oder, wenn diese Hoffnung auch fehlschlagen sollte, doch in manchen Umständen, welche das gute Mädchen vergessen haben konnte, ein paar Fingerzeige über jene Geheimnisse zu finden.

Ich wollte Marien auf diese Reise mitnehmen, und hielt es für rathsam, sie soviel als möglich gegen alles Erkanntwerden zu sichern. Zu diesem Ende sollte sie Mannskleider tragen; sie war noch in den Jahren, wo die Natur das Geschlecht durch keine untrügliche Symptome verräth.

Die Ankündigung dieser Reise nach Bretagne und zur Frau von Ponty machte auf Marien einen Eindruck, den ich nicht erwartet hatte. Sie zerfloß fast in Thränen, nahm meine Hände und sagte: „Es ist also um die unglückliche Maria geschehen! Ich fühle es nur zusehr. Ach, Sie wollen mich also verlassen? Sie wollen mich wieder zur Frau von Ponty bringen? Ja wohl, dieß ist der Zweck Ihrer Reise. Aber

dieß war es doch nicht, was Sie mir versprachen. Sie wollen also mein Vater nicht länger seyn? “

Ich nutzte diese Gelegenheit, um ihre wahre Gesinnungen etwas tiefer zu erforschen, und antwortete ganz kalt und mit Ernst: „ Woraus schliessen Sie das? “ — Aus Ihrer Reise nach Bretagne, aus Ihrer Absicht mit der Frau von Ponty zu reden. — „ Lieben Sie denn Ihre Pflegemutter nicht mehr? “ — O ja, ich liebe sie, ich liebe sie noch — ihre mütterliche zärtliche Sorgfalt macht mir dieses zur Pflicht; aber dort, in jenem Hause werden meine Verfolger bald von mir erfahren, und ich müßte endlich doch ihr Schlachtopfer werden. — „ Also bloß aus Furcht hätten Sie keine Lust mitzureisen? “ — Aus Furcht .... freilich; aber auch gewiß aus einer dringendern Ursach. — „ Nun? Seyn Sie aufrichtig Maria; ich verspreche Ihnen, daß Ihre Offenheit mich nicht beleidigen soll. “ — Nun wohl! Wenn ich auch in dem Hause der

Frau von Ponty keinen größern Gefahren ausgesetzt wäre, als hier bei Ihnen, so würde ich ihr dennoch nicht den Vorzug geben, wenn ich zu wählen hätte. — „Wie Maria? und Sie kennen mich kaum?“ — Ich habe Ihnen schon gesagt, daß ich mich von den aufrichtigsten Gefühlen der Dankbarkeit gegen diese Frau durchdrungen fühle? aber für Sie — für Sie spüre ich eine Empfindung, die ich .... mir selbst nicht erklären kann; es sind Empfindungen jener kindlichen Ehrfurcht und Liebe, welche nur dem zärtlichsten, liebenswürdigsten Vater angehören. Ich fühle es, Ihre Zärtlichkeit ist ein Bedürfniß für meine Glückseligkeit geworden; ich würde den Verlust derselben nicht überleben. O lieber Vater, verlassen Sie doch Ihre Tochter nicht!“

Dieß war mehr als hinlänglich, mich von der vollen Zuneigung ihres Herzens zu überführen. Ich hielt es für unnöthig die Probe noch weiter zu treiben, und gab ihr so viel überzeugende Beweise von der aufrichtigsten

Zärtlichkeit meiner Gesinnungen, so wie von dem wahren, einzigen Beweggrunde meiner Reise, daß es mir gelang, alle ihre Besorgnisse zu zerstreuen.

Es wäre gefährlich gewesen, meine Maria während einer langen Abwesenheit allein in meinem Hause zu lassen. Freilich war es nicht minder gefährlich, sie in ein Land mitzunehmen, wo sie so leicht erkannt werden, und wo die geringste Erkennung für uns beide die gefährlichsten Folgen haben konnte. Aber ich wollte mich einmal nicht von ihr trennen, und suchte, wie meine Leser schon wissen, den größten Theil meiner Besorgnisse durch die Verdeckung ihres Geschlechts zu heben.

8tes Kapitel.

Wir traten unsre Reise an, und kamen ohne den mindesten Zufall, der uns hätte schaden oder mißtrauisch machen können, nach Morlaix. Ich nahm mich wohl in Acht, unterwegs einige Nachfragen über die Geschichte einer gewissen Maria zu thun. Wir stiegen in dem besten Gasthofe des Orts ab, und erklärten hier mit der ungezwungensten Miene, daß unsere Reise nichts weiter als eine Lustreise seyn sollte. Wir wollten die Schönheiten der Küste sehen, und die Merkwürdigkeiten des Meeres beobachten.

Schon den folgenden Morgen ging ich mit dem jungen Eugen, wie ich Marien genannt hatte, an dem Gestade des Meeres spazieren. Ich gab sie für meinen Sohn aus. Am Ende unseres Spazierganges wußten wir aber nicht mehr als vorher, weil meine Pfle-

getochter den Theil der Küste, an welchem wir hinwandelten, nicht kannte. Am folgenden Tage nahmen wir eine andere Richtung, und nach einem halbstündigen Lustwandeln wußte sich Maria wirklich zu finden, und mir das Haus der Frau von Ponty in einiger Entfernung zu zeigen.

Ich merkte mir, so gut ich konnte, die Lage des Hauses; ich wollte ihr des andern Tages meinen Besuch abstatten und meine Erkundigungen einziehen. Maria sollte zurück bleiben; denn ihr Gesicht hatte sehr auffallende Züge; ich mußte fürchten, daß sie trotz ihrer Verkleidung erkannt würde.

Da Maria in der That klüger und vernünftiger war, als die meisten jungen Leute in ihren Jahren zu seyn pflegen, so ließ ich sie ohne Bedenken allein in meinem Zimmer zurück, und schob die Schuld auf eine kleine Unpäßlichkeit. Doch verschloß ich die Thüre, und sagte ihr, daß sie keinem Anklopfenden antworten und keinen Menschen hereinlassen sollte, bis sie meine Stimme hörte,

Dem Wirth bedeutete ich nachher beim Weggehen, daß Eugen der Ruhe bedürfe und daß man ihn ungestöhrt lassen möchte.

Ohne Mühe fand ich das Haus der Frau von Ponty wieder, das überdem in der ganzen hiesigen Gegend das einzige war, an dem man grüne Fensterladen bemerkte. Eine ältliche Frau machte mir auf, und gab mir auf mein Nachfragen nach der Ponty zur Antwort, daß sie nicht mehr hier sey, und daß kein Mensch von ihrem jetzigen Aufenthalt und Schicksal etwas erfahren habe. Den Tag nach der Abreise ihrer Pflegetochter sey ein Unbekannter erschienen, der einen Befehl vom Hofe vorgezeigt, sie in einer Postkalesche abgehohlt uud alle ihre Sachen versiegelt habe. „Mich selbst, setzte sie hinzu, bestellte er zur Aufseherin des Hauses, gab mir zehn Thaler, und sagte, daß mir ein königlicher Prokurator künftig alle Monate diese zehn Thaler auszahlen würde.“

Ich sah wohl, daß es unmöglich war, von dieser guten Frau mehr zu erfahren,

kehrte nach meinem Gasthofe zurück, und überlegte, was ich Marien sagen sollte. Um ihr keinen Kummer zu machen, erzählte ich ihr, daß Frau von Ponty, da sie sich jetzt von allen Geschäften frei gesehen, auf einige Wochen verreißt sey; aber die Frau, welche während ihrer Abwesenheit ihr Hauswesen besorge, wisse den Ort ihres Aufenthalts nicht. Maria schien über die Abwesenheit ihrer ehemaligen Pflegemutter mehr erfreut als traurig, weil sie sich noch immer von meiner Zusammenkunft mit derselben nichts gutes versprach. Sie fürchtete noch immer, daß ich sie der Frau von Ponty wieder ausliefern möchte, und meine stärksten Beruhigungsgründe, so wie alle meine Vorstellungen über den wahren Zweck meiner Reise hatten sie nicht völlig beruhigt.

Ich reis'te von Morlaix noch denselben Tag ab. Diese Entführung der Frau von Ponty, welche ebenfalls einen Anstrich von Gewaltthätigkeit hatte, gab mir

natürlich vielen Stoff zum Denken; sie machte mich sogar für meine eigne und für Mariens Sicherheit besorgt, wenn die letztere vielleicht unglücklicher Weise erkannt werden sollte. Ich hatte aber noch eine andere Ursache zur Beschleunigung meiner Abreise.

Während meiner letzten Abwesenheit von dem Gasthofe war jemand zu dem Wirth gekommen, der sich nach mir erkundigte, und zwar meinen Namen nicht nannte, aber mich als einen Mann beschrieb, der vor zwei Tagen in diesem Gasthofe mit seinem Sohn abgestiegen sey. Auf die Versicherung, welche ihm der Wirth gab, daß ich noch mehrere Tage hier bleiben würde — was auch in der That meine Absicht war, versprach er, daß er den folgenden Tag wieder kommen wolle, und der Wirth bat mich auf sein Ersuchen, daß ich den andern Tag nicht ausgehen möchte, ohne ihn gesprochen zu haben. Ich war wirklich sehr neugierig, was dieser Mann mir zu sagen haben konnte, aber hielt es nicht für rathsam, ihn zu erwarten. Es hat mich nach=

her oft gereut, ihn nicht gesprochen zu haben; aber im Unglück ist das Mißtrauen natürlich. Der Besuch dieses Unbekannten, der mir vielleicht manches Leiden erspart, oder — zugezogen haben, aber gewiß äusserst trostvoll und angenehm gewesen seyn würde, hängt mit einer spätern Epoche meines Lebens zusammen, worin ich dem Leser nicht vorgreifen will.

Ich sagte dem Wirth, daß ich diesen Mann nicht weit von seinem Hause schon gesprochen hätte, ließ anspannen, trat sogleich mit Marien meine Rückreise an, und glaubte nicht schnell genug von einem Orte wegeilen zu können, wo mir alles so verdächtig schien, und wo so viele traurige Erinnerungen für meine Maria erwacht waren.

Ohne Zögerung reis'ten wir denselben Tag und die folgende Nacht weiter. Den folgenden Tag ließ ich meine Kutsche bei dem Postmeister wo wir abgestiegen waren, und bat ihn, sie in Verwahrung zu nehmen. Ich versprach

ihm, sie wieder abzufordern, sobald ich meine Reise fortsetzen würde; jetzt brauchte ich sie nicht weiter, weil ich von dem Orte, wo ich mich vierzehn Tage aufhalten wollte, nur noch eine Viertelstunde entfernt wäre. Der Postmeister versprach mir die beste Verwahrung, und ahndete nicht einmal, daß ich die Absicht hatte, nicht wieder zu kommen. Ich hielt es für nöthig, diesen Wagen unserer persönlichen Sicherheit aufzuopfern, forderte ihn nachher nie wieder zurück, und erwähne ihn nur, weil ich in der Folge dieser Geschichte noch einmal darauf zurückkommen werde.

Man besorgte uns hier ein Frühstück, und ich erkundigte mich ganz absichtslos, wie es schien, nach der umliegenden Gegend, rühmte die angenehme Lage des Fleckens, wo wir ausgestiegen waren — bloß aus dem wichtigen Grunde, die Anweisungen, die er mir geben würde, zu meiner weitern Reise zu nützen. Unser gesprächiger Postillon befriedigte mich über alle diese Gegenstände reich-

lich und erbot sich sogar zu meinem Führer, was ich aber ablehnen mußte.

Wir traten hierauf unseren Weg zu Fuß an, schlugen einen Nebenweg ein, wohin uns der Postknecht durchaus begleiten wollte, gingen ihn aber wieder zurück, wandten uns dann links von der Heerstraße ab, um nach einer Station zu kommen, welche von der vorigen etwa sechs Meilen entfernt lag. Nach anderthalb Stunden machten wir in einem kleinen abgelegenen Dorfe Halt, um ein paar Erfrischungen zu nehmen. Die Reinlichkeit des Hauses, die Geschäfftigkeit und Höflichkeit der Wirthin, so wie unsere Müdigkeit luden uns ein, die folgende Nacht hier zu bleiben. Ein süßer Schlaf erquickte unsere ermatteten Glieder. Ohne Schwierigkeit erreichten wir des folgenden Tages die nächste Station, welche nach keiner befahrnen Landstraße führte, weil sie sehr wenig besucht wurde. Zum Glück fanden wir hier einen schlechten Wagen, der eben zurückfahren wollte, wurden eins mit dem Kutscher, und setzten gleich nach

Mittag unsere Reise nach Paris fort. Ich nahm aber nicht den gewöhnlichen Weg, um auf alle Fälle jedem gefährlichen Verfolger auszuweichen.

Den dritten Tag erreichten wir Paris, wo ich trotz jenes Befehls, der mich von hier auf ewig verbannte, einige Tage zubringen wollte. Ich brauchte alle Vorsicht, um die strengsten Nachforschungen zu täuschen. Die Arretirung der Frau von Ponty, der Besuch jenes Unbekannten, der sich in dem Gasthofe zu Morlaix nach mir erkundigt hatte. Mariens mißliches Schicksal und meine eigne Sicherheit machten mir eine Behutsamkeit zur Pflicht, die ich kaum zu weit treiben konnte.

In einer unbekannten Straße stieg ich ab, gab mir einen fremden Namen und sagte, daß ich von Rennes käme. Schon den folgenden Morgen verließ ich diesen Gasthof und miethete mich in einem andern Gasthofe in der Vorstadt St. Germain, ebenfalls unter einem andern Namen ein.

Auch dieser Aufenthalt in der Hauptstadt lief ohne Abentheuer ab, und gab mir über Mariens Geheimnisse nicht die mindeste Nachweisungen. Wir sehnten uns beide wieder nach unsrer alten Wohnung zurück, und ich kaufte noch denselben Tag einen Wagen, bestellte zwei Miethspferde auf ein paar Stunden, und verließ mit meiner Maria schon des andern Morgens diesen wichtigen Ort, der das Glück oder — Unglück so vieler Menschen entscheidet. Sechs Stunden von Paris nahmen wir Extrapost und trafen noch denselben Abend ohne die mindeste Stöhrung in la Barre ein.

Ich fand mein Haus in dem nehmlichen Zustande, worin ich es verlassen hatte; nichts hatte sich während meiner Abwesenheit zugetragen, was mich fürchten ließ, daß man Verdacht auf den Bewohner desselben geschöpft hatte. Aber darf ichs gestehen? Ich lebte gleichwohl nicht ohne Besorgnisse. Meine Einbildung irrte immer nach Morlaix, und weissagte mir das Schicksal der un=

glücklichen Pflegemutter Mariens. Ich hatte nur zu sehr erfahren, wie schrecklich es sey, einen großen Herrn zu beleidigen, nahm mich aber wohl in acht, meiner Maria etwas von diesen Besorgnissen zu sagen. Erst nach einigen Monaten schien sich mein Herz zu beruhigen, und meine tiefe, ungestöhrte Einsamkeit machte mir Hoffnung, daß sich kein Mensch nach einer Unglücklichen erkundigen würde, die man für todt hielt.

In der That wurde sie mir immer anziehender und theurer, diese liebenswürdige Tochter; sie machte den Zauber meines Lebens und goß mir einigen Balsam in die Wunden, die mir meine vorigen Leiden geschlagen hatten. Fast täglich entdeckte ich neue edle, liebenswürdige Eigenschaften an ihr. Bei einem vortrefflichen Herzen besaß sie natürliche Geistesanlagen, welche nur gebildet zu werden brauchten, um sich auf die glänzendste Art zu entwickeln. Kein Nebel verdunkelte die immer gleiche Ruhe ihres Charakters; ihre Sanftmuth, ihr einnehmendes, gefälliges We=

sen äusserte sich sogar gegen das Gesinde, ohne in die mindeste Gemeinheit auszuarten. Vielmehr war der einzige leichte Fehler, welcher aus ihrem Wesen hervorschimmerte, ein gewisser natürlicher Stolz — zwar nicht jener rauhe, zurückstossende Stolz, der alle Herzen empört und den Menschen der Verachtung anderer Preis gibt, sondern eine Art von edler, Achtung gebietender Würde, welche man desto eher verzeihet, weil sie nicht erzwungen zu seyn scheint und niemand beleidigt. Freilich paßte ein solcher Zug sehr wenig zu ihrer abhängigen Lage, und ich war mehreremale im Begriff, ihr ein paar freundschaftliche Erinnerungen über diese vornehme Kälte zu geben; aber ich unterließ es, weil sie niemals in das Air einer beleidigenden Verachtung überging, und weil es wahrscheinlich vergeblich gewesen wäre. Denn dieser Fehler schien tief in der Organisation ihrer physischen und moralischen Eigenschaften gegründet, und für unsere Verhältnisse,

welche die vorsichtigste, kälteste Zurückhaltung erforderten, in der That mehr nützlich als nachtheilig zu seyn.

Mir allein schenkte Maria ihr ganzes gränzenloses Vertrauen, und suchte meinen Neigungen, meinen leisesten Wünschen zuvorzukommen; sie liebte und achtete in mir einen zärtlichen Vater. Ich übertrug ihr die Sorge über alle Theile des Hauswesens, weil ich sie frühzeitig zu einer würdigen Gattin und guten Mutter bilden wollte, und sie besorgte es mit einer Klugheit, daß sie von ihren Untergebenen fast vergöttert wurde. Mit einem Worte: sie machte den Zauber meines Lebens. Wenn sie auch nicht alle Spuren meiner vorigen Leiden aus meinem nur zu treuen Gedächtniß verwischte, so verloren diese Erinnerungen doch viel von ihrer schmerzhaften bittern, Seite.

9tes Kapitel.

Schon beinahe drei Jahre lebten wir in dieser tiefen Ruhe, von keiner trüben Wolke in unseren Gewüssen gestöhrt; mit einfachen Freuden, mit süßen Beschäfftigungen füllten wir unsere müßigen Stunden, und theilten die Zeit so wohl ein, daß wir nie das Leere der Langenweile empfanden. Ich genoß die belohnende Freude, einem traurigen Opfer des Unglücks angenehme Tage und Schutz gegen die Pfeile des Elends zu verleihen; kurz ich war so glücklich, als ich es in meiner damaligen Lage und bei meinen eingeschränkten Wünschen seyn konnte.

Aber leider! auch dieser Zustand der Ruhe und des einfachen Genusses hörte bald auf. Der Zufall, der ihn unterbrach, war desto schrecklicher, weil er mich plötzlich, wie ein Blitz überraschte. Längst glaubte ich von der Welt, der ich seit so vielen Jahren abgestorben

war, vergessen zu seyn, und lebte in einer frohen Sorglosigkeit; — ach! ich bedachte nicht, daß die Rache nie schlummert, und sich zuweilen nur erhohlt, um desto grausamer zu treffen, zu morden.

Wir lebten damals in dem merkwürdigen Jahre 1787, das durch die Versammlung der Notablen berühmt wurde. Die Jahrszeit näherte sich dem October. Mehrere Tage war der Regen so anhaltend gewesen, daß wir unsere Morgen-Spaziergänge nicht fortsetzen konnten. Es war ohngefähr acht Uhr des Morgens und ich lag noch im Bette, was ein sehr seltener Fall war — als meine Haushälterin in meine Kammer trat, und mir sagte, daß zwei Fremde da wären, welche mich und die Mamsell von Barre zu sprechen verlangten. Ich befahl, daß sie in den Saal geführt werden sollten; ich wollte mich sogleich ankleiden, um sie zu empfangen und meine Pflegetochter herbeirufen.

Dieser unvermuthete Besuch machte mich unruhig. Was hatte man für Absichten

mit Marien? Wie hatte man ihren Aufenthalt ausfündig gemacht? Hier standen meine Gedanken stille. Ich besann mich einen Augenblick, was ich anfangen sollte .... konnte aber nichts weiter herausbringen, als: zu sehen, was man von mir wollte. Ich warf mich in meinen Schlafrock, ging in den Saal, und fand zwei Fremde, wovon der eine das Ludwigskreuz trug. Dieß ehrenvolle Zeichen flößte mir Zutrauen ein; ich wußte noch nicht, wie viel es von seiner vorigen Würde verloren hatte, weil es an Männer verschenkt war, die es durch ihre Grundsätze und ihr niederträchtiges Handwerk beschimpften.

„Darf ich nach der Ursache dieses unerwarteten Besuchs fragen?“ sagte ich zu den beiden Herren, als ich hereintrat. — Sehr gern, sagte der Eine, der von Beiden der angesehenste, und dessen Untergebener der andere zu seyn schien. Haben Sie eine Tochter? — „Ja.“ — Ist sie hier? — „In einem Augenblick wird sie hier seyn; aber was wollen Sie mit ihr?“ — Ich habe Befehl,

Sie beide in Verhaft zu nehmen. — „ Und von wem? “ versetzte ich lebhaft. — Von dem König selbst. Ich kann Ihnen meine Legitimation zeigen. — „ Wirklich? das wäre doch sonderbar. “ (Bei diesen Worten warf ich einen Blick auf ihn, worin ich meine ganze Verachtung und meinen Unwillen zusammendrängte.) „ Sie werden doch kein Bedenken haben, mir diesen Befehl vorzuzeigen? “ — Nicht im mindesten. Er überreichte mir wirklich einen königlichen geheimen Verhaftsbefehl, wornach ich mit Marien in Verhaft genommen und mit aller für solche Fälle gebräuchlichen Vorsicht in ein besonderes Haus geführt werden sollte.

Diese neue Verfolgung riß alle alten Wunden meines empfindlichen Herzens mit schrecklicher Gewalt wieder auf. Ich war ausser mir und konnte mich nicht enthalten, auszurufen: „ Ja, ich sehe es nur zu wohl, woher dieser neue Streich kommt. Auch hier verfolgt mich noch die Rache meines unversöhnlichen, barbarischen Feindes; ich bin für ihn noch nicht

unglücklich genug — er hat geschworen, mich bis in den Tod zu verfolgen, und hält sein grausames Versprechen. Das Ungeheuer! Meinen Sohn gemordet, mein Vermögen geplündert, mir nur einen Schatten von Freiheit gelassen zu haben — nein, das ist ihm nicht genug; er will mir selbst das Leben nehmen. Aber was hat ihm das unglückliche Mädchen gethan, das er in mein Unglück hineinzieht? Er will den ganzen Rest meiner armen Familie vertilgen; ach! er weiß nicht .... " Unter diesen heftigen Aufwallungen des Unwillens hätte ich beinahe ein Geheimniß verrathen, das zu Mariens und meiner eignen Sicherheit jetzt mehr als je unenthüllt bleiben mußte. Aber ich besann mich noch zu rechter Zeit und schwieg; mein Zorn beruhigte sich etwas und meine Gedanken kamen wieder in Ordnung.

Ich fragte den Polizei-Officier, ob ich bis gegen Abend zu Haus bleiben dürfte; denn ich hätte für meine ökonomischen Angelegenheiten noch einige Befehle zu geben und für

eine Abwesenheit, deren Ende ich gar nicht wüßte, ein paar nöthige Einrichtungen zu treffen. Er erlaubte es mir unter der Bedingung, daß ich ihm mein Ehrenwort geben sollte, mich der Ausführung des Verhaftsbefehls, wofür er verantwortlich sey, nicht zu entziehen, und mich mit meiner Tochter gegen die Nacht zur Abreise fertig zu halten. Ich versprach es.

Mein erstes Geschäft war, Marien aufzusuchen. Sie war schon aufgestanden und brachte auf die ersten Nachrichten der Haushälterin von diesen Fremden, ihre nöthigen Sachen zusammen. Keine Thräne war in ihren Augen zu sehen; ihr Gesicht athmete Ruhe und Heiterkeit, und der tiefste Friede herrschte in ihrer Seele. Die Frau Dumont wollte ihr über diese Gleichgültigkeit Vorwürfe machen; „Warum sollte ich weinen, antwortete sie? Werde ich nicht bei meinem Vater bleiben? Ich verlange nichts mehr. Sein eignes Beispiel ermuntert mich zum Muth und zur Standhaftigkeit; ich

muß mich eines solchen Vaters werth zeigen. Mag man uns schleppen, in welchen Theil der Welt man will — ich werde vergnügt seyn, wenn man mich nur nicht von ihm trennt."

Diese Antwort, welche — wäre es möglich gewesen, meine Liebe gegen Marien noch vermehrt haben würde, brachte mich auf den Einfall, den Polizei-Officier zu fragen, ob man die Barbarei so weit treiben würde, uns zu trennen, und uns den einzigen Trost bei diesen Widerwärtigkeiten zu rauben. Dieser Mann von dem ich, wahrscheinlich aus Vorurtheil, zu frühe eine nachtheilige Meinung gefaßt hatte, und der seinem häßlichen Handwerk durch sein Betragen Ehre zu machen schien, suchte meine Besorgniß zu heben, und sagte, daß man seines Wissens nicht die Absicht habe, uns zu trennen. Seine biedere Offenherzigkeit machte mich so kühn, zu forschen, nach welchem Gefängniß er uns zu bringen Befehl habe — nach einem Gefängniß in Paris oder in

der Provinz? Er antwortete, daß er ausdrücklich Befehl habe, mir über diesen Punkt nichts zu sagen; doch könnte ich gewiß seyn, daß ich mit meiner Tochter in dem Zustande unserer Gefangenschaft nicht viel mehr, als die Freiheit entbehren sollte. Man würde mir mit der gebührenden Achtung begegnen und uns die sorgfältigste Pflege erweisen.

So aufrichtig diese Antwort schien, so glaubte ich doch nur soviel davon, als ich der Wahrscheinlichkeit gemäß glauben konnte. Es war sicher sein Vortheil, mich bei einem solchen Vorhaben mehr zu beruhigen als zu erbittern. Ich mußte mich also in mein Schicksal ergeben, und dachte bloß darauf, meine Sachen in Ordnung zu bringen.

Durch das leutselige Verfahren des Polizei-Officiers ziemlich befriedigt, trug ich kein Bedenken, ihn nebst seinen Gefährten zur Mittagstafel zu laden; dieser Begleiter hatte bis jetzt noch kein Wort gesprochen, und spielte während der ganzen Reise eine sehr unbedeutende Rolle. Unsere Mahlzeit

war nicht so traurig, als man hätte erwarten sollen; wir fügten uns in die Bitterkeit des Schicksals und Mariens Betragen entsprach den Begriffen, die ich von ihrem Charakter gefaßt hatte.

Der Officier schlug mir vor, daß ich meine Schränke und meinen Schreibpult versiegeln möchte. Aber ich setzte zu viel Vertrauen auf meine Hausgenossen, als daß ich sie durch ein solches Mißtrauen hätte beleidigen sollen, und schlug es ihm ab. Meinem redlichen Verwalter gab ich sogar einige Blankete *) und hinlängliche Vollmacht zur Oberaufsicht über die ökonomischen Angelegenheiten meines Guts so wie zu allen Verbesserungen und Veränderungen, die er während meiner Abwesenheit nöthig finden würde.

Kaum waren unsere Geschäffte vollbracht,

*) Blankete (blancs-seins oder blancs-signés) sind weisse Papiere, welche bloß mit dem Namen unterschrieben sind, und nachher beliebig zu Vollmachten, Quitungen u. s. w. gebraucht werden können.

als ich selbst auf unsere Abreise drang; der Tag näherte sich seinem Ende und ich wünschte, die Reise noch vor der einbrechenden Nacht antreten zu können. Der Officier ließ Postpferde kommen und vor den Wagen spannen, in welchem er selbst gekommen war; wir packten unsere Sachen ein und nahmen Abschied von unseren Hausgenossen — einen zärtlichen traurigen Abschied. Das Weinen, das laute Schluchzen meiner Leute erweichte mich so sehr, daß ich selbst weinen mußte. Auch Maria wurde durch diesen herzangreifenden Anblick gerührt; aber sie ertrug ihn mit größerem Muth. In einem Augenblick, wo wir allein waren, sagte sie mir ganz leise, sie mache sich über nichts Kummer als: daß sie selbst die Ursache meiner Leiden seyn müsse. Ich fand immer mehr Stoff, die seltene Kraft und Standhaftigkeit ihrer Seele zu bewundern, und wenn dieß auch meine Liebe zu ihr nicht vermehren konnte, so bestätigte es doch meine gute Meinung über den Adel ihres Charakters.

10tes Kapitel.

Mit einbrechender Nacht fuhren wir ab. Mein Officier hatte vermuthlich laut seiner Verhaltungsbefehle, die Absicht, am Tage nicht zu reisen. Denn auf unserer ganzen Reise war der Tag zur Ruhe bestimmt, und nur bei sinkender Nacht fuhren wir wieder ab. Der Wagen war mit Fenstern versehen, damit die Kälte nicht durchdringen, und doch nöthigen Falls frische Luft hereingelassen werden konnte. Ueberdem aber hatte man noch Vorhänge so geschickt angebracht, daß es unmöglich war, die Gegend, durch welche wir fuhren, genau zu beobachten.

Mit Anbruch des Tages stiegen wir in einem Gasthofe ab, wo man uns wahrscheinlich erwartet hatte; denn alles war zu unserm Empfange bereit. Man führte uns in ein ganz artiges und sauberes Zimmer, wor-

in zwei Betten zu unserm Gebrauch standen. Die Fenster dieses Zimmers waren mit solchen starken Gittern versehen, daß zwar das Tageslicht durchdringen konnte; aber unmöglich war es, die Gegenstände draussen auf den Straßen und die Gegend zu sehen, mit Einem Wort, es war ein Gefängniß.

Der Officier kündigte uns an, daß wir den Tag über hier bleiben würden, und empfahl uns den Genuß der Ruhe, mit dem Bedeuten, daß unsere Reise ziemlich lang dauren könnte. Er selbst brachte uns das Frühstück, und sagte, um welche Zeit wir das Mittagsessen verlangten. Dies überließ ich ganz seiner Willkühr; er versprach, es so einzurichten, daß wir uns noch eine Stunde nachher ausruhen könnten, ehe wir abführen, und ging dann fort, ohne uns im geringsten wieder zu beunruhigen.

Wir fanden in unserm Zimmer alle Gemächlichkeit, die wir uns wünschen konnten. Man schien uns durch diese Aufmerksamkeiten über unser künftiges Schicksal beruhigen

zu wollen. Nach dem Frühstück das wir mit ziemlichem Appetit zu uns nahmen, rieth ich meiner Maria, sich schlafen zu legen, was sie auch that. Ich warf mich in einen großen Lehnstuhl und schlief unausgesetzt beinahe drei Stunden. Maria schlief noch zwei Stunden länger, und war eben aufgestanden, als der Officier hereintrat, um uns das Mittagsessen zu bringen. Kein Bedienter durfte in unser Zimmer kommen. Bloß der Officier besorgte mit seinem Reisegefährten die Zubereitung der Mahlzeit und holte selbst die Speisen von draußen herein. Wir aßen alle viere zusammen. Nach geendigter Mahlzeit standen sie auf und entfernten sich wieder, wie sie es nach dem Frühstück gethan hatten.

Mit dem Einbruch der Nacht stiegen wir, eben so geheimnißvoll als vorher, in unsern Wagen, ohne eine menschliche Gestalt, ohne einmal unsere Postknechte zu sehen. Unsere Reise dauerte fünf Tage und Nächte, und war ein ewiges, trauriges Einerlei von denselben Ereignissen. Nie hat wohl jemand

so wenig Abwechselungen auf einer Reise gehabt. Immer wartete man uns mit derselben geheimnißsucht auf, und ausser unsern beiden Hütern bekamen wir keinen Menschen zu sprechen.

Gegen das Ende der fünften Nacht hielt der Wagen plötzlich auf ein Zeichen, was der Officier dem Postillon gab, und verkündigte uns, daß unsere Reise sich ihrem Ende nahe. „ Ich muß Ihnen beide, setzte er hinzu, einem ausdrücklichen Befehl zufolge bei unserer Ankunft die Augen verbinden, und rathe Ihnen, Sich dagegen nicht im geringsten zu weigern. “ — Diese Vorsicht schien mir nicht bloß ein böses Zeichen, sondern auch sehr tyrannisch zu seyn. Ich wagte es, darüber zu murren. Der Officier beruhigte mich durch die Versicherung, daß ich ganz unbesorgt seyn könnte. „ Dieser Zwang wird nicht lange dauern, sagte er. Sie selbst würden diese Maaßregeln nothwendig finden, wenn ich Erlaubniß hätte, Ihnen die Beweggründe der Regierung zu entdecken. “

Ich sah, daß es klüger war, sich zu ergeben, und bat auch Marien, daß sie sich in den Willen unserer Führer finden möchte, sie willigte gern ein. Ich gab mein Schicksal in die Hände der Vorsehung und ließ meine Begleiter machen, was sie wollten. Maria saß neben mir; — ich nahm ihre Hand, um sie zu beruhigen, und hielt sie so lange, bis wir an dem Orte unserer Bestimmung ankamen.

Nach dem Verbande fuhr der Wagen wieder fort und hielt endlich ohngefähr nach einer Stunde vor einem Hause, in dessen Hof wir geführt wurden. Man verschloß die Thüren hinter uns, nahm uns die Binden von den Augen, und — es war heller Tag. Ein junger, ziemlich wohlgebildeter Mann, dessen Physiognomie und zuvorkommende Miene uns zu seinem Vortheil einnahm, empfing uns und führte uns in einen kleinen Saal, wohin uns der Officier mit seinem Gefährten folgte. Sie übergaben uns

den Händen dieses Mannes, der uns wenigstens ein Kerkermeister von besonderer Art schien, empfahlen uns seiner Sorgfalt und entfernten sich, nachdem sie sich einen Ueberlieferungsschein hatten geben lassen.

Welch ein Gefängniß konnte dies seyn, das, nach der Länge unserer Reise zu urtheilen, wenigstens fünfzig Meilen von der Hauptstadt entlegen seyn mußte? Gewiß weder Pierre en Soise, noch Mont-St.-Michel; das Wenige, was ich von diesen berüchtigten Gefängnissen unseres Reichs gesehen hatte, sah unserm gegenwärtigen Kerker nicht im mindesten ähnlich. Das sonderbare Verfahren, das man gegen uns beobachtete, war ein schweres Räthsel, und ich verschob es auf einen günstigen Augenblick, um darüber zu denken.

Unser Wirth brachte uns jetzt in die Zimmer, die man für uns bestimmt hatte; es waren zwei Stuben mit Kaminen, wovon das größte für mich, und das kleinere für Marien seyn sollte; man konnte aus der

einen gerade in die andere kommen. Unser Hausgeräth war einfach aber geschmackvoll. Die Fenster waren so eingerichtet, daß wir nach freier Willkühr frische Luft hereinlassen und Licht haben, aber nicht sehen konnten, was draussen geschah.

Unser Kerkermeister versicherte uns, daß er alles anwenden werde, unser Schicksal wenigstens erträglich zu machen, die Strenge unserer Gefangenschaft zu mildern, und uns, wo möglich, alles herbeizuschaffen, was wir verlangten. Eine solche Sprache befremdete mich; ich wußte nicht, was ich davon denken sollte. Da er jene Worte aber mit einem ganz natürlichen und aufrichtigen Ton sagte, so glaubte ich gern, daß er es ehrlich meinte, und die Folge bewies, daß ich ihn richtig beurtheilt hatte. Er trieb seine Gefälligkeit so weit, daß er mir Bücher, Federn, Papier und Bleistift anbot, nur mit dem Zusatz, daß wir ihm auf den nöthigen Fall dieselbe Bogenzahl, noch unbeschrieben

oder schon gebraucht, vorzeigen sollten. Auf meine Verwunderung über diese gefällige Großmuth gab er zur Antwort, daß er zwar die Gränzen seiner erhaltenen Befehle überschreite, aber seine gegründeten Ursachen dazu habe — Ursachen, die ich jetzt weder einsehen könnte noch sollte.

Das Mittagsessen wurde aufgetragen, und wir fanden keine Ursach, über Mangel zu klagen. Wie von ohngefähr fragte ich ihn, ob unsere Wohnung keinen Garten habe, und ob es uns wohl vergönnt seyn würde, daselbst zuweilen frische Luft zu schöpfen? — „ Nach dem Buchstaben meiner Ordre, darf ich Ihnen diese Freiheit wöchentlich nur Einmal und nur Eine Stunde gestatten, aber ich will meine Maaßregeln schon nehmen, daß Sie Sich, so lange als möglich, da aufhalten können. Sie werden leicht denken, daß ich nicht allein in diesem Hause wohne, und daß ich von Aufpassern umgeben bin, welche zwar unter mir stehen, aber mir doch schaden könnten, wenn ich nicht auf meiner

Hut wäre." — Es sollte mir leid thun, wenn Sie Sich unserntwegen Verdrüßlichkeiten zuzögen; ich kann es unmöglich zugeben .... — „ Das ist meine Sorge; denn wahrhaftig ich heisse nicht umsonst Klug; glauben Sie gewiß, daß ich bei solchen Schritten vor allem unsere gegenseitige Sicherheit bedenken werde. Was den Garten betrifft, so wird er etwa einen halben Morgen enthalten und hat sehr hohe Mauren. Man kann darin von keinem Menschen gesehen werden, und selbst nichts sehen, als — Bäume und den freien Himmel. Morgen — ja morgen sollen Sie ihn sehen; ich will es schon machen. Ganz gewiß .... aber leben Sie wohl; ich habe noch eine Runde zu halten, und andere Geschäffte zu thun.

Er ließ uns in einem Zustande des Erstaunens, wovon wir uns sobald nicht erhohlen konnten. Was wollte er noch sagen, und durch welch einen günstigen Zufall war unser Schicksal in so gute Hände gerathen? Eine Bemerkung Mariens verwirrte hier-

über meine Gedanken noch mehr. Nie erinnerte sie sich, unsern Kerkermeister gesehen zu haben, aber sie wollte seine Stimme kennen. Bei der Unmöglichkeit, von den Ursachen und dem Zusammenhange unserer letzten Abentheuer etwas herauszubringen, mußte ich die Enthüllung dieses Geheimnisses der Zeit überlassen. Wir bedurften nach den Strapatzen einer so langen Reise der Ruhe und legten uns nieder.

Aber trotz meiner Erschöpfung konnte ich die ganze Nacht keine Minute schlafen. Eine Menge finsterer Gedanken lagerte sich um meine Seele und schreckte mich mit der Furcht, daß man sogar nach meinem Leben trachte — einer Furcht, die mir in Rücksicht meiner armen Maria schrecklicher als für mich selbst war. Die aufgehende Sonne überraschte mich noch bei diesen niederschlagenden Grillen. Nur erst allmählig schämte ich mich meiner Schwachheit, ergab mich in mein Schicksal, wie es ausfallen möchte, und beschloß — großmüthig zu dulden.

Ich stand auf. Die Neugier reizte mich, meinen Aufenthalt näher zu besichtigen. Zu meiner Freude bemerkte ich, daß man nichts vergessen hatte, was uns diese traurige Einöde angenehm machen konnte. Unser Kerkermeister schien auch hier seine Aufträge überschritten und seine Aufmerksamkeit bis zu den leichtesten Kleinigkeiten getrieben zu haben.

Jetzt ging ich in Mariens Zimmer. Ich fand es gewölbt wie das meinige; auch das Tageslicht fiel auf dieselbe Art herein. Meine Pflegetochter lag noch in sanftem Schlafe der Unschuld; das Licht, das auf ihr Gesicht fiel, zeigte mir auf ihren rothen Wangen noch einige Spuren von Thränen. Dieser schmerzhafte Anblick rührte mich von neuem so tief, daß ich mich nicht enthalten konnte, über das Loos dieses unglücklichen Schlachtopfers zu weinen, das von der Wiege an ein Ball des Mißgeschickes gewesen war, und noch jetzt für die Zukunft keine besseren Aussichten hatte. Mit thränendem Auge ruhte ich einige Augenblicke auf ihr und ent-

fernte mich dann, um ihren Schlaf nicht zu stöhren.

Da ich nach meinem Zimmer zurückkehren wollte, stieß ich mit dem Fuße so heftig an einen Stuhl, den ich noch nicht wahrgenommen hatte, daß er umfiel. Dieser Lärm weckte Marien. Mit einigem Schrecken öffnete sie ihre Augen, erhohlte sich aber bald wieder, da sie mich sah. „Kommen Sie, lieber Vater, sprechen Sie, umarmen Sie Ihre Tochter.“ — Bei diesen Worten schloß sie mich so fest in ihre Arme, als hätte sie befürchtet, daß man mich von ihr losreissen wollte. „Ach, ich habe eine traurige Nacht gehabt. Mehrmal schien man mich im Traume von Ihnen trennen zu wollen. Denken Sie Sich meine grausame Angst. Ich erwachte mitten in der Nacht plötzlich; häufige Thränen stürzten über meine Wangen. Da ich mich endlich wieder erhohlt hatte, wurde ich ruhiger; es war ja ein Traum.“

Ich umarmte sie von neuem und suchte ihren Muth aufzurichten. „O meine Toch-

ter, sagte ich, indem ich ihre Hand faßte, laß uns nicht so weit sinken, daß wir kein Vertrauen mehr zu der Vorsehung hätten; sie wacht stets über uns — sie kennt unsere Schwachheit und wird uns nicht verlassen.

11tes Kapitel.

Noch war ich bemüht, Marien zu trösten, und ihr einen Muth, eine Zuversicht einzusprechen, die ich selbst nicht hatte, als sich die Thür meines Zimmers öffnete; — es war unser braver Kerkermeister selbst, der sich erkundigte, ob wir etwas brauchten, und was wir zum Frückstück verlangten. Ich sah ziemlich traurig aus, und war es auch wirklich; ich suchte es nicht einmal zu verbergen. Klug, der es schnell merkte, nahte sich mir mit einer treuherzigen Miene und sagte: „Lassen Sie die Traurigkeit fahren,

bester Herr! Ihre Lage ist zwar nicht die angenehmste; aber fassen Sie Zutrauen zu einem Menschen, (indem er auf sich zeigte) der nichts Böses mit Ihnen im Sinne hat, der nichts angelegentlicher sucht, als Ihre Leiden zu mildern. So lange Sie hier sind, soll es Ihnen an nichts fehlen, was ich einigermaßen unter meinen Umständen herbeischaffen kann; verlassen Sie Sich auf mein Versprechen. Die Verhaltungsbefehle, die ich Ihrentwegen erhielt, kommen von zwei verschiedenen Seiten und lauten auch ganz verschieden; ich muß beide so zu vereinigen suchen, daß weder Ihre noch meine eigene Sicherheit dabei leidet. Meine Offenherzigkeit befremdet sie wahrscheinlich; aber ich habe Nachrichten von Ihrem Schicksal .... aus Mitleid muß ich so und nicht anders handeln. Mehr kann ich Ihnen nicht sagen. Ich weiß, daß Sie, wie viele andere, unglücklich sind, ohne es verdient zu haben. Sie sind nicht der erste, der unter der Ruthe des Despotismus seufzt; Sie werden leider

der letzte nicht seyn. Aber was können Sie machen? Ihre Leiden mit Geduld tragen. Rufen Sie immer, wenn Sie mich brauchen, und fordern Sie dreist, was Sie Sich zur Unterhaltung oder zum Vergnügen wünschen. Sollte ichs Ihnen zuweilen abschlagen, so glauben Sie wenigstens, daß ich meine guten Gründe habe. Sie werden bloß mit mir zu thun haben, keinen Menschen weiter sehen als mich; vielleicht — ja ich hoffe es, werden Sie mir noch Ihr Zutrauen schenken; aber erst müssen Sie mich besser kennen. Ich bin kein Freund von vielen Worten; diese Aufklärungen indessen schienen mir zu ihrer Beruhigung nothwendig; ich will sie einmal für allemal gesagt haben.“

Ich dankte ihm lebhaft für diese Aufrichtigkeit. „Ich hätte Lust, sagte ich, Ihr Anerbiethen so gut zu nutzen, oder vielmehr, zu mißbrauchen, daß ich Sie um einigen Kaffee bitten möchte.“ — Mein Gott, daß Sie mir davon gestern Abend nichts

gesagt haben. Sie hätten ihn beim Aufstehen schon fertig finden sollen. Unser Haus steht frei und allein; wir müssen erst eine ziemliche Strecke gehen, um die nöthigen Lebensmittel von dem nächsten Orte einzukaufen; noch schlimmer, wenn es Sachen sind, die man hier in der Gegend nicht gewöhnlich braucht. Es scheint mir aber noch frühe genug, um Kaffee zu erhalten. Ich will sogleich einen Bothen wegsenden; hoffentlich wird er nicht zu spät wieder kommen."

Ich sträubte mich gegen dieß Anerbieten, weil es ihm so viele Umstände machte, und sagte; daß es nur ein vorübergehender Appetit wäre; ich pflegte übrigens weder Morgens noch Abends Kaffee zu trinken. „Das macht nichts, sagte er, Sie sollen ihn haben." Schnell flog er davon; alle meine Zuredungen halfen nichts. Im Grunde freute ich mich über diesen thätigen Eifer; denn ich fühlte einige Kopfschmerzen und hatte immer bemerkt, daß der Kaffee, den ich

nicht täglich trank, mein stockendes Geblüt befeuerte und meine Lebensgeister in neuen Schwung brachte.

Der höchst originele Charakter dieses sonderbaren Mannes gefiel uns, und schien unser ganzes Vertrauen zu heischen. Meine Verhältnisse machten mir indessen die größte Behutsamkeit nothwendig, die ich ebenfalls Marien empfahl. Es schien mir nicht unwahrscheinlich, daß er manches von unserm Schicksal wußte, und ich beschlos, ihn darüber bei guter Gelegenheit auszuforschen.

Ich ging aus Mariens Zimmer in das meinige zurück, und nahm ein Buch zur Hand, das ich von ohngefähr auf dem Tische liegen sah. Es war, so viel ich mich noch erinnere, ein Band von Hamiltons Werken.

Ich war zu dieser Lektüre wenig gestimmt, und legte es wieder an seine Stelle: Maria hatte sich indessen angezogen und kam in mein Zimmer. Wir hätten jetzt so gern den Garten gesehen, dessen Genuß uns unser Ker-

kermeister erlaubt hatte; aber wir mußten erst seine Rückkunft erwarten.

Wirklich kam er noch früher, als er gesagt hatte, und brachte einen ziemlich guten Kaffee. Ich lud ihn ein, mit uns zu frühstücken, ich bat ihn inständig darum. Aber er wollte nichts annehmen, weil er schon gefrühstückt hatte. Ich drang nicht weiter in ihn, und fragte bloß, um welche Zeit wir in dem Garten spazieren dürften. In einer Viertelstunde, war seine Antwort, und wie der Blitz war er verschwunden.

Nach einer Viertelstunde kam er zurück, und forderte uns auf, ihm zu folgen. Wir wurden durch einen langen finstern Gang geführt, und kamen endlich an eine Thür, die er öffnete .... wir waren auf einmal im Garten. Dieser Garten hatte eine mäßige Größe, seine Mauren waren mit Weinstöcken und schlecht gepflegten Franzbäumen besetzt, und ohngefähr vier bis fünf und zwanzig Fuß hoch. Kein Haus stand in der Nähe, von dem man in den Garten sehen konnte; wir

hörten nicht den mindesten Lärmen — wir schienen in einer Wüste zu seyn. Am Ende des Gartens erhob sich eine angenehme Laube, von Lindenzweigen gewölbt, und der übrige Platz war in vier Beete getheilt, auf welchen Küchengewächse standen, rund umher waren kleine Obstbäume gepflanzt, und die Alleen waren so breit, daß man gemächlich darin lustwandeln konnte. In der ganzen Anlage des Gartens war eine Art von Unordnung sichtbar, die ihn wirklich angenehm machte.

Unser guter Kerkermeister ließ uns frei gehen, ohne uns aus den Augen zu verlieren, und beschäftigte sich während unseres Lustwandelns mit einigen kleinen Gartenarbeiten; er reinigte die Beete und las von den Obstbäumen das schädliche Ungeziefer ab. Das Obst, sagte er, wäre zu unserm beliebigen Gebrauch. Maria, welche die Blumen sehr liebte, bat um die Erlaubniß, sich von einem großen Beete, worauf die Blumen aller Jahreszeiten standen, einige pflücken zu

dürfen. Ohne Einschränkung erlaubte er es, Ich dankte ihm für seine Gefälligkeit, und Maria pflückte einen Strauß der schönsten Blumen, den sie mitnahm, um ihn auf unser Kamin ins Wasser zu setzen.

Wir gingen nachher spazieren, so oft wir es wünschten, und Klug trieb seine Großmuth so weit, daß er auch hierin unsern Neigungen zuvor kam. Aber der Herbst näherte sich, es regnete fast immer, und der Tag wird dem Menschen sehr lang, wenn er weder Zerstreuungen noch Beschäfftigungen hat. Schon länger als einen Monat lebten wir in einer peinlichen Unthätigkeit und von der Langenweile geplagt. Man hat nicht immer Lust zu lesen, und die Zeitungen, die wir am liebsten gelesen hätten, waren uns streng verboten. Jetzt fühlte ich, daß eine der größten Strafen, womit man einen Gefangenen heimsuchen kann, ist, ihn in einer gänzlichen Unwissenheit über alle Begebenheiten des Staats und der Welt zu lassen.

Einst fragte ich unsern Kerkermeister, ob wir nicht ein Forte Piano und eine Violine erhalten könnten. Maria spielte das erstere sehr gut, und ich selbst hatte es auf der Violine so weit gebracht, daß ich ihre Stücke leidlich akkompagniren konnte. Diese unschuldige Beschäfftigung würde unsere Langeweile etwas zerstreuen, und uns eine Gefangenschaft ertragen helfen, wovon wir kein Ende voraussahen. Klug erwiederte: er wollte um diese Erlaubniß auf eine Art nachfragen, daß man sie ihm nicht abschlagen würde. Er hatte seine Absichten bei dieser Antwort; aber ich konnte sie damals noch nicht enträthseln.

Meine Bitte gab uns wenigstens Anlaß, von Musik zu sprechen. Klug sagte, daß er sich in seiner Jugend etwas darauf gelegt und die Flöte gelernt habe, aber er bliese sie sehr schlecht. Wir baten ihn, daß er unsere Einsamkeit durch sein angenehmes Talent aufheitern möchte. Er verließ uns, ohne ein Wort zu sagen, und kam bald mit seiner

Flöte und einem dicken Hefte Noten zurück. Mit vieler Fertigkeit spielte er uns die Arien aus den neuesten Opern, besonders aus Richard Löwenherz, vor, welche damals sehr oft gegeben wurde. Durch seine Kunst schienen diese Arien noch zu gewinnen. Mariens Stimme hatte zwar nicht viel Umfang, aber sie sang ganz artig und richtig. Sie wagte es, eine Romanze aus einer bekannten Oper zu singen, und Klug verschönerte ihren Gesang durch sein leichtes und gefälliges Akkompagnement.

Wir hatten lange keinen so angenehmen Abend gehabt. „Empfangen Sie meinen gerührtesten Dank, sagte ich zu unserm Hüter; es ist ein großer Trost bei meinem Unglück, in solche Hände gerathen zu seyn. “ — Es lohnt die Mühe wohl, davon zu sprechen, sagte er mit jenem offenen, freundschaftlichen Ungestüm, der ihm so ganz eigen war. Sind wir es nicht der Menschlichkeit schuldig, uns gegenseitig zu helfen? Heute ist die Reihe an mir, morgen an Ihnen. Keinen

Dank! wenn wir sonst gute Freunde bleiben sollen. Sie können nur fordern, wenn Sie mich brauchen; aller Zwang muß aus unserm Umgange verbannt seyn. Aber es ist Zeit, zu Bette zu gehen. Schlafen Sie wohl.“ Er ging, ohne uns Zeit zum Antworten zu lassen. Mit dem angenehmsten Erstaunen sahn wir ihm nach.

Es ließ sich in unsern Verhältnissen keine Gefälligkeit, keine Aufmerksamkeit denken, die uns dieser brave Mann nicht erwiesen hätte. Doch sagte er nichts wegen meiner Bitte um ein Forte Piano, und ich hielt es für unschicklich, ihn daran zu erinnern. Hatte er sie vergessen? Ich wußte es nicht. Einst hatte er uns im Garten, wahrscheinlich mit Absicht, länger als gewöhnlich, aufgehalten. Bei unsrer Rückkehr fanden wir in unserm Zimmer eine Forte Piano, eine Violine und Noten. Diese delikate Ueberraschung rührte mich ausserordentlich, und machte auf Marien, wie ich mit Vergnügen bemerkte, denselben Eindruck. Nachher habe ich erfahren,

daß wir diese Linderung des Schicksals bloß ihm zu danken hatten. Aber Klug war eben so sorgfältig, seinen Antheil an diesem edlen Werke zu verbergen, als ein Verbrecher gewesen wäre, sich den Augen der Gerechtigkeit zu entziehen.

Ich äusserte meine lebhafte Freude über diese süße Ueberraschung, aber mit Fleiß dankte ich ihm nicht. Er bemerkte es und sagte mir lächelnd: „Ich bin mit Ihnen zufrieden; Sie fangen an, Sich zu bessern; — auf diesem Fuß lebe ich mit den Menschen am liebsten. Ich sage es Ihnen zum letztenmal: daß ich zu Ihrem Befehl stehe. Sie können mir keine größere Freude machen, als wenn Sie mir Gelegenheit geben, Ihnen nützlich zu seyn." Mit Wärme faßte ich seine Hand, und ließ einige Thränen darauf fallen, die ihn unendlich zu rühren schienen. Noch denselben Tag bildeten wir ein kleines Concert, das uns sehr angenehm unterhielt und uns einen reizenden Nachmittag machte.

Wir hatten der Großmuth unsers Freundes — denn er verdiente diesen Namen mehr als irgend jemand, noch eine andere Art der Unterhaltung zu danken, welche für unsere Einsamkeit vielen Werth hatte. Er verschaffte uns zuweilen die Zeitungen — freilich nur literalischen Inhalts; aber demohngeachtet ergriffen wir sie mit gierigen Händen. Wir fanden darin die neuesten Nachrichten aus dem Fache der schönen Künste, der Schauspiele, und überhaupt von allem, was in der wissenschaftlichen Welt vorging. Bei den politischen Unruhen, welche damals in unserm Vaterlande wogten, hätte ich freilich gewünscht, ganz andere Sachen in diesen Blättern zu finden; aber sie waren doch besser als gar nichts.

12tes Kapitel.

Unsere Tage floßen indessen nur langsam dahin; die Einförmigkeit, welche unsere Beschäfftigungen, sogar unsere Zerstreuungen auszeichnete, wurde uns lästig; schon seit sechs Monaten waren wir in unserm Kerker, und der Winter war so naß und trübe gewesen, daß wir auch unsere Spaziergänge in der frischen Luft einstellen mußten. So viel Mühe sich auch der unerschöpfliche Klug gab, unsere Unterhaltungen zu vervielfachen und abwechselnd zu machen, so behielten sie dennoch jenen einförmigen Anstrich, und unsere Gefangenschaft wurde uns eine schreckliche Last. Hätten wir nur ihr Ende vorher gesehen, so würde unsere Standhaftigkeit wenigstens an der Hoffnung eine Gefährtin gehabt haben, welche unsern Muth besser als jene folternde Ungewißheit gestützt hätte.

Ich hatte Ursach zu fürchten, daß Mariens Gesundheit leiden möchte. Da sie von Jugend auf an den Genuß der freien Luft gewöhnt war, so konnte diese plötzliche Veränderung der Lebensart der freien Entwickelung ihrer Natur schaden. Ihre zärtlichen Gesinnungen gegen mich blieben immer dieselben; immer zu den ersinnlichsten Liebkosungen und Gefälligkeiten bereit, suchte sie alles hervor, um den Schmerz meiner tiefen Wunden zu lindern.

Zum Glück erhielt sich ihre Gesundheit. Nur das lebhafte Roth ihrer Wangen hatte sich etwas verloren. Zu meiner Schande muß ich gestehen, daß sie mehr wahre Philosophie und Standhaftigkeit bewies, als ich selbst; ohne sie wäre mein wankender Muth zur Verzweiflung gesunken. Immer warf sie sich selbst diese grausame Gefangenschaft vor, in welcher ich schmachtete; oft fand ich sie in Thränen gebadet über die Leiden, die ich ihrentwegen zu dulden hätte. Ich mußte oft alle Kräfte aufbieten, um sie zu beru=

higen, und sie von der Unveränderlichkeit meiner Liebe und Zärtlichkeit zu überzeugen.

Aber die Natur selbst fühlte die Grausamkeit meiner Lage. Nach einiger Zeit wurde ich krank. O wie traurete meine Maria! Sie that alles um den kranken Vater zu pflegen, sie war Tag und Nacht rastlos geschäftig; die wachsamste Wärterin hätte nicht sorgfältiger seyn können. Unser schätzbarer Freund theilte diese Sorgen mit ihr und schaffte alles herbei, was meine Krankheit zu erfordern schien. Ich wurde so gefährlich, daß mir selbst bange wurde, und bat ihn um einen Arzt. „Glauben Sie, sagte er, daß ich auf ihre Bitte gewartet hätte, wenn ich frei hätte handeln dürfen? Die erste meiner Verhaltungsregeln lautet ausdrücklich: daß Sie mit keinem Menschen von draussen, selbst auf den Fall, wenn Sie krank werden, zu thun haben sollen.“ Ich benützte diese Gelegenheit, ihn um den Namen unsers Gefängnisses und um die Entfernung desselben

von Paris zu fragen. „Bei Gott, es thut mir sehr leid, sagte er, daß ich Ihnen keins von beiden beantworten darf. Ich kann Ihnen bloß sagen, daß es hier ausser Ihnen keine Gefangene giebt. Unser Haus ist zwar nicht groß, aber so gelegen, daß jeder Versuch, daraus zu entwischen, vergeblich seyn würde. Ich sage dies eben nicht Ihrentwegen; denn auf Ihr Ehrenwort würde ich bei offenen Thüren ruhig schlafen. Ueber Ihre Krankheit seyn Sie unbesorgt. Ich bin zwar kein Arzt, aber in der Kräuterkunde nicht unerfahren, und hoffe Ihnen zu helfen.“

Meine Krankheit wurde indessen schlimmer — die Gefahr dringender; in einer Nacht wurde mein Zustand sehr kritisch. In diesem Augenblick sah ich unsern Hüter mit einem Manne ins Zimmer treten, den ich nicht kannte; es war ein Arzt, den er durch seine Klugheit zu mir heraufzubringen gewußt hatte, ohne daß es die anderen Leute, die ihm zu meiner Bewachung beigesellt waren, merkten.

Die Liebe für mein Leben hatte bei ihm alle Rücksichten auf seine eigene Gefahr überwogen.

Ich glaubte mich dem Tode nahe. Der Arzt, der ein erfahrner Mann zu seyn schien, kam an mein Bette, fühlte an meinen Puls, that an Klug ein paar Fragen, und verschrieb einige Arzeneien, die ich schon in der Frühe des folgenden Morgens einnahm, und einige Linderung darauf spürte. Hauptsächlich befahl er, daß man oft frische Luft hereinlassen sollte, und machte mir beim Weggehen gute Hoffnung. Klug führte ihn mit derselben Vorsicht aus dem Hause, womit er ihn hereingeführt hatte. Fünf Nächte hinter einander kam er um dieselbe mitternächtliche Stunde, und blieb nachher aus. Gewiß glaubte er nichts mehr fürchten zu müssen, und ich fühlte mich auch in der That besser. Der guten Pflege Mariens und dem unermüdlichen Eifer meines gefühlvollen Freundes verdankte ich endlich meine Besserung, welche freilich sehr langsam und schwer ging.

Sobald ich mich stark genug fühlte, mein Zimmer zu verlassen, ging ich, von Marien und unserm Freunde geführt, in den Garten, und blieb hier so lange, als es für meine Umstände zuträglich war. Klug fand immer Mittel, alle verdächtige Zeugen zu entfernen. Die Erhaltung meines Lebens war nur sein Werk; in andern Händen hätte ich der Last eines siechen und vom Kummer ausgemergelten Körpers erliegen müssen.

Nichts mehr bedauerte ich, als daß ich diesem edlen, schätzbaren Manne so wenige Proben von dem ganzen tiefen Dankgefühl meines Herzens geben konnte. „Aber ich werde Ihre großen Wohlthaten nicht vergessen, sagte ich zu ihm, wenn der Himmel mir einst meine Freiheit wieder schenken sollte." — „Was zum Henker machen Sie Sich da wieder für Grillen, erwiederte er. Denken Sie nur auf Ihre Gesundheit, und übrigens — bekümmern Sie Sich um nichts. Ich muß Ihnen sagen, daß mein Gehalt für diese Ge-

fangenaufsicht sehr beträchtlich ist. Ich kann mit dem Gelde machen, was ich will, und bin keinem Menschen davon Rechenschaft schuldig. Für Ihre Person zu haften, ist meine einzige Pflicht; ich werde sie zu erfüllen suchen.“

Ich begnügte mich also, ihn zu fragen, ob er mir wohl nicht ohne eigne Gefahr einen Brief nach meiner Wohnung besorgen könnte; ich müßte mir etwas Geld schicken lassen. „Nein, sagte er; das ist mir ausdrücklich verboten. Wozu hätten Sie auch Geld nöthig? Meine Börse steht Ihnen ja offen.“ — Ich verschwieg ihm nicht, daß ich dies Geld nur seinetwegen zu haben wünschte; ich möchte ihm so gern seine Auslagen ersetzen. „Wodurch habe ich eine solche Behandlung verdient, sagte er heftig, indem er mir die Hand drückte, und ließ mir keine Zeit, die Entschuldigung anzubringen, die ich eben hervorsuchen wollte. „Wenn Sie denken, sagte er, daß ich das Wenige, was ich für Sie that, aus Eigennutz, aus

Hoffnung auf künftige Belohnungen gethan habe, so muß ich gestehen, daß mich ein solcher Verdacht empfindlich beleidigt. Aber nein! Ich vergebe Ihnen. Sie haben mich nach meinem Stande beurtheilt. Sie waren nicht verbunden, mich zu kennen. "

Ich fühlte mich so gerührt, so ausser Fassung gesetzt, daß ich ihm nicht antworten konnte; aber ich schloß ihn in meine Arme, und fühlte seit diesem Augenblick eine gränzenlose Hochachtung gegen ihn. Jeder Umstand, der mich ihn näher kennen lernte, rechtfertigte die Größe meines Vertrauens.

Seine Pflege und Mariens zärtliche Sorgfalt beschleunigten die Rückkehr meiner Gesundheit. Kaum waren drei Monate verflossen, so hatte ich meine Kräfte wieder, und fühlte mich so gesund, als ich wünschen konnte. Auch Mariens Gesundheit verfiel nicht. Allmählig gewöhnten wir uns in der That an unsere Lage, und suchten unsere Zeit so wohl einzutheilen, so gut auszufüllen, daß wir immer weniger von der Langeweile geplagt wurden.

13tes Kapitel.

Schon war ein Jahr seit unserer Gefangenschaft verflossen, als ein überraschendes, sonderbares Ereigniß mein Gehirn mit neuen, unruhigen Zweifeln über unsere gegenwärtige Verhältnisse erfüllte. Es war ungefehr um Mitternacht, und ich lag, wie gewöhnlich, von einem ziemlich leisen Schlaf gefoltert, als ich die Thür meines Zimmers öffnen hörte. Dieser Fall hatte sich niemals, ausser in der Zeit meiner Krankheit, ereignet. Voll Erstaunen blickte ich auf, und sah unsern guten Kerkermeister hereintreten; er kam allein, und sein Gesicht wenigstens weissagte nichts Schlimmes. Gleichwohl fiel ich in eine peinliche Unruhe; eine Menge trauriger Gedanken und Ahndungen flogen durch meine reizbare Seele. Klug, der diese Wirkung seiner plötzlichen Erscheinung vorhergesehen hatte, eilte zu mei-

nem Bette, und sagte: „ Fürchten Sie nichts. Ich bringe Ihnen keine schlimme Nachrichten; — es sind Damen bei mir, welche Ihnen gern einen Besuch abstatten möchten. “ Damen! versetzte ich; um Mitternacht! Was können die wollen? — „ Ich weiß es nicht; aber sie warten unten, bis Sie angezogen seyn werden. “ Ich kannte meinen Klug; diese wenigen Worte beruhigten mich. Schnell stand ich auf, hüllte mich in meinen Schlafrock, und sagte ihm; daß er seine Damen hereinführen könnte. Er verließ mich.

Auf jene ersten schrecklichen Vermuthungen folgten ganz andere, welche eben so — falsch waren. Die Ankunft der Damen machte ihnen ein Ende. Ihr Antlitz war mit einem undurchdringlichen Schleier bedeckt; man konnte nichts davon sehen. Ihre Tracht war schön, aber einfach — ihr ganzes Wesen verkündigte Personen von ausgezeichnetem Range.

Ich ging ihnen entgegen, bat wegen meines nachläßigen Anzugs um Verzeihung und fragte nach dem seltsamen Beweggrunde die-

ses unverhofften Besuchs. Die kleinste Dame, welche vorausging, nahm einen Stuhl, den ich ihr anbot, und winkte, daß ich mich neben ihr niederlassen sollte. Die beiden anderen Damen entfernten sich und setzten sich am anderen Ende des Zimmers neben mein Bette. Klug war wieder weggegangen.

Die Dame, welche neben mir saß, sagte endlich mit einem gerührten Ton, aber so leise, daß es die beiden andern nicht hören konnten. „Sie sind also Herr von la Barre?“ — Ja, Madame. — „Und Sie haben ein junges Mädchen bei Sich, die Maria heißt?“ — Ja; sie schläft in dem angränzenden Zimmer. — „Ich kenne die Eltern dieser Unglücklichen, an deren Schicksal ich den wärmsten Antheil nehme. Tausend Gründe fodern mich dazu auf. Wollten Sie mich wohl zu ihr führen?“ — Sehr gern, Madame. Ich stand auf und nahm ein Licht, ihr zu leuchten, öffnete die Thür von Mariens Zimmer, und blieb stehen, um sie vorausgehen zu lassen. Jetzt nahm sie meine Hand, drückte sie mit

Zärtlichkeit und sagte: „Ich weiß, daß diese Maria Ihnen viel Verbindlichkeiten schuldig ist; bis ans Grab werde ich dafür erkenntlich seyn.“ Dann besann sie sich plötzlich: „Ja, wahrhaftig, ich bin nur die Dolmetscherin ihrer unglücklichen Mutter; aber ich kenne die Gesinnungen derselben, wie die meinigen.“

Bei diesen Worten faßte sie mich starr ins Gesicht, was sie bis jetzt noch nicht hatte thun können, weil das Licht vorher hinter mir stand. Wir waren in Mariens Zimmer getreten. Sie sah mich noch einmal an und sprach mit einem noch gerührteren Tone als vorher — mit einem Ton, der eine ausserordentliche Bewegung ihrer Seele verrieth: „Sie haben den Namen la Barre nicht immer geführt?“ — Ganz recht, Madame, erwiederte ich, ebenfalls mit einiger Rührung. Da sie bemerkte, daß mich diese Frage etwas ausser Fassung brachte, fiel sie schnell ein. „Haben Sie keine Sorgen, mein Herr. Ich bin nicht niederträchtig genug, Ihr Geheimniß zu verrathen. Wenn Sie mich kennten ...“

Mehr sagte sie nicht. Sie ging zu Mariens Bette, welche in tiefem Schlafe lag. Ihre Begleiterinnen waren in meinem Zimmer geblieben, und unsere Heldin hatte die Thür zugemacht, wahrscheinlich, damit jene nichts von dem, was sie that, hören und sehen sollten. Vor Mariens Bette warf sie ihren Schleier zurück, nahm aber eine solche Stellung, daß ich ihr nicht ins Gesicht sehen konnte. Sie beugte sich nieder auf das liebenswürdige Mädchen und sagte: „Theure Maria, arme Tochter des Unglücks, nimm diesen Kuß, den einzigen vielleicht, den ich dir geben kann.“

Maria erwacht, sieht sich auf einmal in den Armen einer Unbekannten, und ruft mit fröhlichem Ungestüm: „Ja, Sie sind meine Mutter; mein Herz sagt es mir. Ihnen — Ihnen verdank' ich mein Leben; o wie süß ist er; dieser theure Augenblick! — Was, Maria, was sagten Sie da? fiel ich ihr ins Wort. Sehn Sie doch um sich; Sie sind nicht allein. — Meine Worte brachten sie wieder

zur Besinnung. Starr blickte sie der Dame, von der sie umarmt war, ins Gesicht: „Vergebung, Madame; ich wollte Ihrer nicht spotten. In dem Augenblick, da Sie mich in Ihre Arme schlossen, träumte mir, daß ich in den Armen meiner geliebten Mutter läge, die ich nie kannte, und die mir jetzt der Himmel auf mein Flehen geschenkt hätte. Ich gab ihre zärtliche Liebkosungen zurück; meine Täuschung war so groß, daß ich in Ihnen meine wirkliche Mutter zu küssen glaubte. Verzeihen Sie einem unwillkührlichen Irrthum, den ihre unvermuthete Gegenwart verlängerte.“

Die fremde Dame antwortete nichts; aber mit heissen Küssen und Thränen bedeckte sie Mariens Wangen. Maria mußten sich etwas aufrichten, damit sie ihr besser ins Gesicht sehen konnte. Von neuem schloß sie das erstaunte Mädchen in ihre Arme, und hielt es fest an ihren Busen gedrückt. Endlich gab sie ihr einen letzten Kuß, warf ihren Schleier nieder, wandte sich gegen mich und

sagte: „ Daß Sie doch ferner, mein Herr, daß Sie bei dieser Unglücklichen die Vaterstelle vertreten möchten; seyn Sie ihr Beschützer, ihre Stütze; verlassen Sie das Mädchen nicht. Wenn Sie wüßten, wie viel Ansprüche sie hat .... Aber noch ist die Zeit nicht gekommen, wo ich Ihnen mehr sagen darf. Leben Sie wohl. “

Sie eilte nach Mariens Bette, küßte sie noch einmal, drückte mir freundlich die Hand, und sagte: „ Herr Baron, ich empfehle Ihnen noch einmal dieses Kind, das mir sehr am Herzen liegt. Aber wahrhaftig — ich bin eine Thörin; sie ist ja in Ihre Hände gerathen. Ich bin vollkommen ruhig. Die Absichten der Vorsehung sind dunkel und heilig. Einst — vielleicht .... ein mehreres. Jetzt — leben Sie wohl. “

Sie verließ Mariens Zimmer, winkte ihren Begleiterinnen, daß sie ihr folgen möchten, und entfernte sich mit ihnen.

Bis an die Thür, wo Klug ihrer wartete, begleitete ich sie, und kehrte nach Marien

zurück, welche laut weinte. „Ach, sagen Sie, Vater, wer ist denn die Fremde, die mich so innig gerührt hat? Was hab ich nicht bei ihren Liebkosungen empfunden — ohngefähr das, was ich bei den Ihrigen fühle. Ich könnte meine Mutter selbst nicht mit einem innigern Wonnegefühl umarmt haben.“ Ich war sehr verlegen, was ich ihr antworten sollte, und wußte mich selbst nicht aus der Menge von Gedanken zu finden, die mir von allen Seiten zuströmten. Ich antwortete ihr also bloß, daß wir ein andermal von diesem seltsamen Besuche sprechen wollten. Es ist schon spät, mein Kind; wir wollen uns wieder niederlegen, und noch ein paar Stunden der Ruhe geniessen.

Als sie das Kopfkissen, auf welchem sie saß, zurückzog, fiel ihr eine Börse in die Hände, in welcher ausser zweihundert Louisd'oren ein krystallenes, mit Brillanten eingefaßtes Herz lag. Dieses Herz hing an einer goldnen Kette, in der Mitte desselben sah man ein paar von Haaren geflochtene Namenszüge,

und ein Billet mit folgenden Worten lag daneben:

„ Herr von la Barre wird sehr gebeten, „ diese Kleinigkeit nicht zu verschmähen. Es „ soll keine Belohnung für seine väterliche „ Sorgen seyn, welche für allen Lohn zu „ groß sind, sondern nur ein Mittel, ihm „ das Drückende seiner Lage zu erleichtern, „ und ihn in den Stand zu setzen, daß er sich „ verschaffen kann, was ihm nothwendig „ scheint. Seinem Hüter kann er sein gan= „ zes Zutrauen schenken, ohne einen Miß= „ brauch zu fürchten. “

„ Das krystallene Herz ist für Marien. „ Sie wird einigen Werth darauf legen. „ Denn es ist ein Geschenk ihrer Mutter „ — die Buchstaben sind von den mütter= „ lichen Haaren geflochten. “

Kaum hatte ich das Billet gelesen, als Maria sogleich das Herz nahm, und es meh=reremal mit Rührung und Ehrfurcht an ihre Lippen drückte. „ Theures Pfand der müt=terlichen Liebe, rief sie, immer sollst du auf

meinem Herzen liegen; nie sollst du mich verlassen. “

Nach diesen neuen Erscheinungen und Aufklärungen fand ich mich in meiner Vermuthung bestärkt, daß Maria zu einer sehr angesehenen Familie gehören müsse. Ich mußte mich freilich mit diesen bloßen Muthmaßungen begnügen. Meine Gefangenschaft, und Klugs geheimnißvolle Verschwiegenheit machten mir alle Nachforschungen unmöglich.

14tes Kapitel.

Ich kehrte nach meinem Zimmer zurück, und legte mich wieder zu Bette, konnte aber nicht schlafen. Noch war meine Seele zu unruhig. Immer neue Räthsel, immer neuer Stoff zu seltsamen, labyrinthischen Betrachtungen! Indessen gab mir dieser Besuch einen Strahl von Hoffnung, daß sich unser Schicksal bald ändern werde. Jene Fremde, die ich nach allen

Gründen der Wahrscheinlichkeit für eine Verwandtin von Marien halten mußte, war ohnfehlbar eine Dame vom Range und Ansehn, von deren Einfluß und gutem Willen ich den besten Erfolg für unsere Befreiung erwarten durfte. Ach ja! die Unglücklichen täuschen sich immer mit den Blendwerken der Hoffnung. Die Zukunft zeigte mir, daß eine höhere Macht dem gutem Willen unserer Wohlthäterin Fesseln anlegte. Nur eine ausserordentliche Begebenheit war im Stande, unsern Kerker zu sprengen. Doch ich will der Geschichte nicht zuvoreilen.

Ich beschloß, unsern Klug über diesen nächtlichen Vorfall auszuforschen, und wartete mit Ungeduld auf den folgenden Morgen. Aber ich erfuhr auch hier, daß er meine Fragen nicht beantworten konnte, oder — wollte. Ich dankte ihm also für seine Güte, daß er diese fremde Dame zu uns geführt, und uns in unserer Einsamkeit einige Zerstreuung verschaft hätte. Ganz aufrichtig versetzte er: „Mir sind Sie für diese Gefälligkeit gar nicht verbunden. Eine Dame, der ich — und hätte es

mein Leben kosten sollen, nichts abschlagen konnte, ersuchte mich um diese etwas gewagte Erscheinung. Uebrigens kenne ich sie nicht, kann auch gar nicht vermuthen, wer sie seyn mag, und wählte die Nacht zu diesem Besuche, um meinen Leuten nichts zu verrathen. Sollten Sie selbst, theurer Herr, fuhr er fort, indem er meine Hand faßte, sollten Sie selbst vielleicht mehr wissen, so rathe ich Ihnen ja, Ihr Geheimniß heilig zu verwahren; denn die Kenntniß desselben scheint eine sehr schädliche, unglückschwangere Kenntniß zu seyn. Ich bin gar nicht neugierig darnach, und lange genug in der Welt gewesen, um die Erfahrung gemacht zu haben, daß man desto glücklicher ist, je weniger man von gewissen Dingen weiß.

Nach dieser Erklärung, die mir wenigstens aufrichtig schien, und meine Achtung gegen Klug nicht im mindesten herabsetzte, nahm ich mich wohl in Acht, meine Fragen weiter zu treiben. Entweder wußte er selbst nichts, oder hatte die dringendsten Beweggründe, zu schweigen. In beiden Fällen war meine Neugierde ver-

geblich. Doch schien es mir besonders auf den Fall, daß Klug wirklich von jenen Angelegenheiten nichts wußte, sehr nöthig, mich so zu betragen, daß er mich auch fernerhin für einen nahen Verwandten Mariens hielt. Mein wirkliches Verfahren blieb diesem Grundsatze getreu.

Ich entdeckte ihm den Fund der Börse, welche unsere fremde Dame zurückgelassen hatte, und wollte ihm eine Summe für seine Ausgaben wegen meiner Krankheit aufdringen. Großmüthig und mit Ernst schlug er sie aus. „Behalten Sie das Geld, sagte er; Sie könnten in eine Lage kommen, wo sie es brauchten. Wer kann für den nächsten Augenblick stehen? Es ist immer gut, einen Nothpfennig zu haben, wie das Sprichwort sagt.

Seit dem Besuch jener Unbekannten, welche mir immer mehr Mariens Mutter zu seyn schien, bemerkte ich, daß wir weit prächtiger bedient wurden. Die Speisen, die man uns vorsetzte, waren ausgesuchter, abwech-

selnder, häufiger; die Weine ausgewählter und feiner — mit einem Wort, es fehlte uns nichts, was dem Geschmack gefallen und den Appetit reizen konnte.

Ich erwähnte gegen Klug dieser Verschwendung, und bat ihn, sie einzuschränken, weil er unmöglich dabei bestehen könnte. Der vortreffliche junge Mann antwortete: „Ich lege nichts von dem Meinigen zu, und will mir gar keine Verdienste zueignen, worauf ich kein Recht habe, wiewohl ich wünschte, durch mein Vermögen zu einer solchen guten Handlung in Stand gesetzt zu seyn. Ich vollziehe bloß die Befehle Ihrer Gönnerin. Sie erkundigte sich bei ihrem Abschiede nach ihrem Essen und andern Umständen, und schien damit unzufrieden zu seyn. Es müßte besser gehen, sagte sie, und schickte mir den folgenden Tag baare tausend Thaler, und zugleich einen Wechselbrief, womit ich zu jeder Zeit bei einem Wechsler das nöthige Geld heben sollte. Sie sehen also, daß Sie diese Verbesserung Ihres Schicksals nicht mir zu danken haben.“

Ich dankte ihm demohngeachtet, weil es nicht möglich war, die Sorgfalt und Aufmerksamkeit weiter zu treiben, als er that. Unsere vorige Lebensart wurde fortgesetzt, und Klug wußte immer neue Mittel zum Vergnügen, zur Unterhaltung zu finden.

Es wunderte mich sehr, daß ein Mann von solcher edlen Denkungsart und von so feinen Grundsätzen den verlornen Stand eines Kerkermeisters gewählt hätte; ich schätzte ihn zu sehr um ihm meine Meinung über diesen Punkt zu verschweigen. „ Sie haben recht, antwortete er; längst habe ich die Richtigkeit Ihrer Bemerkung gefühlt; aber was soll ich machen? Man versteht sich zu mehreren Dingen eben nicht gern. Gewisse Verhältnisse treiben den Menschen oft weiter als er glaubte, und es gibt Fälle, wo man nicht mehr zurück weichen kann. Dieß ist mein eigner Fall. Was meinen Stand betrifft, den Sie mit Recht für entehrend halten, und der es vielleicht nur deswegen ist, weil er gewöhnlich von niederträchtigen Menschen bekleidet wird, so gestehe

ich Ihnen, daß er mir selbst nicht so unangenehm scheint, als Sie ihn Sich vorstellen; und zwar aus einem ganz natürlichen Grunde: er verschafft mir Gelegenheit, Gutes zu thun und Uebel abzuwenden oder zu mildern. Uebrigens habe ich nicht immer in diesem Stande gelebt; ich habe ihn nur auf eine gewisse Zeit und unter gewissen Verhältnissen, angenommen. Sollte es mir ja vergönnt seyn, Ihnen hierüber mehr zu sagen, so werden Sie, hoffe ich, Ihre Meinung ganz ändern.

„Sie verstehen mich unrecht, erwiederte ich; glauben Sie nicht, daß ich im mindesten an dem Adel Ihrer Seele, an der Reinheit Ihrer Gesinnungen zweifle; ich hoffe einst im Stande zu seyn, Ihnen wahre Beweise von meiner Achtung und Freundschaft zu geben.“

Nie fand sich der gute junge Mann durch meine Offenheit beleidigt. Im Gegentheil schien er seinen Eifer, seine Gefälligkeiten zu verdoppeln. Er vervielfältigte sich gleichsam selbst, um unsere Freuden, unsere Unterhaltungen zu vervielfachen. Er wußte, daß Maria eine Freun-

din von Blumen war, und suchte ihr mehrere von allen Sorten zu schaffen, sobald es die Jahreszeit erlaubte; mit Blumen bepflanzte er den ganzen Garten, um ihr selbst das Vergnügen des Pflückens zu lassen. Der wärmste Freund, der zärtlichste Liebhaber hätte kein feineres Gefühl zeigen können. Auch ließ Maria keine Gelegenheit ungenützt, wo sie ihm ihren aufrichtigen Dank zeigen konnte; ganz harmonisch stimmte hierin ihr Herz mit dem meinigen. Hätte ich nicht ihren hohen, stolzen Charakter gekannt, ich würde zuweilen geglaubt haben, daß unter den Aeusserungen ihrer Dankbarkeit noch etwas mehr als bloße Freundschaft versteckt läge.

Ich habe gesagt, daß Klug die Tonkunst verstand. Er verstand sie in einem sehr hohen Grade. Täglich gab er Marien darin Unterricht, und wußte diese Lectionen so angenehm zu machen, daß sie an seiner Seite sehr große Fortschritte machte. Mit den feinsten Organen versehen, spielte sie das Piano mit Anmuth, und sang mit unendlich vie-

lem Geschmack. Alle diese Fertigkeiten waren die Früchte von Klugs Bemühungen, die mich desto mehr freueten, weil sie eine der besten Erheiterungen unserer Gefangenschaft waren.

Ein altes Sprichwort sagt zwar, daß kein Gefängniß schön sey. Aber die großmüthige Sorgfalt unsers Hüters hatte das unsrige in der That so reizend gemacht, als ein Gefängniß seyn kann. Allein.... darf ichs noch einmal sagen? Wir waren gefangen, und konnten den süßen Augenblick unserer Freiheit nicht vorher sehen, nicht einmal ahnden.

15tes Kapitel.

Wir hatten nun fast zwei Jahre in unserm Kerker gesessen, und konnten weder die Ursach noch das Ende unserer Gefangenschaft ahnden; ein Zustand von Ungewißheit, der peinlicher als die Strafe selbst war. Aber sie ist das Loos der meisten Staatsgefangenen; man vergißt die Unglücklichen, oder denkt an sie nur, um ihre Strafe zu schärfen. In solchen Augenblicken von Verzweiflung und Muthlosigkeit schien sich der Eifer unsers großmüthigen Hüters zu verdoppeln; kein Mittel, was unsern Gram zerstreuen konnte, ließ er unversucht, und tröstete uns mit der Versicherung, daß sich unsere Lage nach allen Gründen der Wahrscheinlichkeit bald bessern werde. Natürlich, daß ich solchen Trostgründen nur wenig Glauben bei-

maß; denn sie schienen mir nur die Aufwallungen eines frommen Mitleidens zu seyn.

Wir lebten damals im Jahr 1789 am Ende des Junius. Klug trat einst mit einer sehr heitern Miene ins Zimmer; ich fragte ihn um den Grund dieser ungewöhnlichen Erscheinung. „Gute Nachrichten,“ war seine Antwort. Es war sehr lange, daß ein solcher Ton meine Ohren nicht berührt hatte. Ich fragte noch einmal, weil ich fürchtete, ihn unrecht verstanden zu haben. „Ja, gute Nachrichten, versetzte er; ich weiß es gewiß, Ihre Gefangenschaft wird sich bald endigen. Weiter — jetzt nichts; aber noch ein bischen Geduld, und Sie werden — das Ziel ihrer Leiden erreicht haben.“

Unbekannt mit den großen Ereignissen, welche jetzt in meinem Vaterlande vorfielen, konnte ich auch nicht errathen, worauf sich Klugs Meinung gründete, und hielt seine Nachricht für eins von den gewöhnlichen Beruhigungsmitteln. Er wiederholte sie aber

so oft, und mit so vieler Zuversichtlichkeit, daß ich zuletzt glaubte.

Seit dem Tage, an welchem uns Klug die ersten frohen Nachrichten gab, verstrichen noch ohngefähr drei Wochen. Wir saßen einst am Tische — es war am vierzehnten Julius; als wir plötzlich einen Kanonenschuß hörten. Dieser Schall war etwas unerhörtes für uns; er setzte uns die ersten Augenblicke in Schrecken. Ich glaubte an den äussersten Gränzen von Frankreich zu wohnen, und wußte einen solchen Lärmen mit unserer einsamen und abgeschnittenen Wohnung gar nicht zu reimen.

Maria erblaßte. Aber ich beruhigte sie bald, und wurde selbst wieder ruhig; ich war überzeugt, daß sich unser Schicksal nicht leicht verschlimmern konnte. Das Kanoniren hielt an, und die ungleiche Entfernung, die ziemlich schnell auf einander folgenden Schüsse liessen mich schließen, daß man in unserer Nähe eine Schlacht liefere; aber warum und unter welchen Fahnen? Es war unmöglich, dieß zu errathen.

Unsere Angst nahm fast mit jedem Augenblick zu. Endlich trat Klug in unser Zimmer, und seine ruhige, heitere Miene schien ein günstiges Zeichen zu seyn. Ich fragte ihn wegen jenes schrecklichen Lärmens. „ Man belagert die Bastille, versetzte er; schon hat sie einige Breschen, und wird sich bald ergeben müssen. “ — Die Bastille? rief ich mit Verwunderung. — „ Allerdiengs! “ — Die Bastille ist ja in Paris. — „ Freilich “ — Und wir . . . — „ Nun? wo glauben Sie denn zu seyn? “ — Ich weiß es nicht; aber gewiß sehr weit von Paris. — „ Sie sind nur fünfhundert Schritte von der Bastille. “ Man wird sich mein Erstaunen denken; ich glaubte wenigstens fünfzig Meilen von der Hauptstadt zu seyn. Klug, der diese Verwunderung merkte, setzte hinzu: „ Zweifeln Sie nicht, Sie sind in Paris; gern würde ich Ihnen das eher entdeckt haben, wenn ich gedurft hätte. Aber die geringste Unbesonnenheit in diesem Punkte konnte uns schaden; ich wollte ihre Ruhe dem eitlen Vergnügen der befriedigten Neugier vorziehen. Noch

darf ich nicht deutlich genug sprechen; ich will Ihnen bloß sagen, daß es äusserst wichtig für Sie war, mich zu Ihrem beständigen Hüter zu haben. Vor einigen Tagen zeigte sich mir ein schöner Lichtstrahl von Hoffnung, und jetzt sehe ich Ihrer Erlösung jeden Augenblick mit einem zuversichtlichen Herzen entgegen."

Alles, was mir Klug sagte, schien mir so ausserordentlich, so unwahrscheinlich, daß sich mein Glaube daran noch nicht gewöhnen wollte. Es ging mir wie einem Menschen, der nach einem beschwerlichen Traum aus dem Schlafe erwacht, und seine Ideen noch nicht in Ordnung gebracht hat. Die Kanonade hörte jetzt auf, und Klug versicherte mich, das sey ein gewisses Zeichen des Sieges, den man über den Despotismus erhalten habe.

Um von dieser seltsamen Nachricht etwas mehr begreifen zu können, bat ich ihn, mir zu erzählen, was sich seit meiner Gefangenschaft in meinem Vaterlande zugetragen habe. Er

befriedigte mich mit ein paar Worten, und sagte, daß man das Projekt hätte, alle Gefangene, welche ungerechter Weise eingekerkert säßen, zu befreien, und daß man diesen Entwurf in Rücksicht unserer bald ausführen würde.“ Ach, versetzte ich seufzend, nur diese Thüren werden sich schwerlich öffnen. Man weiß nicht einmal, daß unser Haus ein Gefängniß ist, — unser Loos wird seyn, hier in diesen Mauren Hoffnungslos zu sterben — „Eine leere Besorgniß! Haben Sie mich denn nicht mehr? Ich sorge für Sie, wie für mich selbst; ich werde schon bekannt machen, was dieß Haus eigentlich ist. Aber noch ist der Augenblick nicht gekommen. Seyn Sie nur ruhig; Sie werden keine acht Tage mehr hier bleiben. Meine Maaßregeln sind schon getroffen; aber Vorsicht mein Freund, und es wird alles glücklich ablaufen. Jetzt will ich sehen, wie es in der Stadt geht; bald komme ich wieder — ich werde Ihnen Rechenschaft ablegen.“

Um mir den Zusammenhang und die Ur=

sache dieser seltsamen Begebenheit völlig aufzuklären, brachte mir Klug nachher ein Paket von Zeitungen, die ich nicht las, sondern verschlang. Allmählig fiel die Decke von meinen Augen, und von Klugs Erklärungen nachgeholfen, brachte ich es bald so weit, mich in alle Begebenheiten des Tages zu finden.

Klug, der bei jeder Gelegenheit seinen Namen wahr machte, verschwieg mir die Greuelthaten, welche auf die Eroberung der Bastille folgten — er wollte meine Empfindlichkeit schonen. Ich erfuhr diese Greuel nur durch die öffentlichen Blätter, und so allmählich, daß sie keinen schädlichen Eindruck auf mein reizbares Herz machten.

Die arme Maria, welche noch nichts von Politik wußte, sah nichts und erwartete nichts, als den Augenblick, wo man unsere Bande lösen würde; alle ihre Wünsche waren bloß nach den ländlichen Wohnungen gerichtet, wo wir die verlorne Ruhe und Zufriedenheit wieder zu finden hofften. Ihre größte

Freude war jetzt, mich wieder in jenen Zustand des unabhängigen Wohllebens versetzt zu sehn, dessen mich meine Wohlthätigkeit beraubt hatte.

Nach der Einnahme der Bastille erhielten wir mehr Freiheit. Wir durften zu jeder Zeit des Tages, und so lange als wir wollten, spazieren gehen. Die Thür meines Zimmers blieb offen. Klug verschaffte mir nicht bloß die öffentlichen Blätter, sondern auch eine Menge Schriften, welche ihr Daseyn theils der Gewinnsucht, theils der Erbitterung der entstehenden Partheien verdankten, die sich gegenseitig reizten und mit einer zügellosen Verläumdungssucht angriffen. Der Partheigeist war in diesen Blättern noch immer zu geschäftig, als daß ich hätte über das Ganze der damaligen Vorfälle ein sicheres Urtheil fällen können.

Wir aßen regelmäßig alle Tage mit unserm liebenswürdigen Hüter des Mittags, und konnten seine Gesellschaft gar nicht entbehren. Es fehlte ihm weder an Verstand

noch an Kenntnissen, und man konnte leicht sehen, daß er eine sehr gute Erziehung genossen hatte. Für uns war er ein Tröster, ein Freund, den uns der Himmel in unsern Leiden geschickt zu haben — ein Mann der weit über seinen Stand erhaben zu seyn schien, und den ich mit Recht den meisten Menschen meines eigenen Standes vorziehen mußte.

Schon drei Tage waren seit der Eroberung der Bastille verstrichen, und wir saßen noch immer in unserm Gefängniß. Da Klug den folgenden Morgen in meine Stube trat, kündigte er mir an, daß sich der Graf von D** mit den Prinzen schleunig in fremde Länder geflüchtet hätte; er sey in der augenscheinlichsten Gefahr gewesen, und hätte sich nur durch eine schleunige Flucht retten können. Diese Nachricht mußte uns desto angenehmer seyn, weil jetzt unserer Befreiung nichts mehr im Wege stand. Auch versprach mir Klug, daß er uns auf eigenen Antrieb in Freiheit setzen würde, wenn er binnen drei Tagen auf sein Anfragen wegen unserer Be-

freiung keine Antwort erhielte. Die Antwort kam früher, als wir gehofft hatten.

16tes Kapitel.

Wir waren eben mit dem Mittagsessen fertig geworden, als sich in der Nähe unserer Mauren ein dumpfes Geräusch und zugleich ein fürchterliches Geschrei hören ließ, das mit jeder Minute vernehmlicher wurde. Klug sprang auf, um die Sache zu untersuchen. In demselben Augenblick trat der Knecht des Kerkermeisters voll Entsetzen herein, und konnte vor Furcht kaum ein Wort sprechen. Endlich stammelte er die Nachricht, daß ein Haufen wilder Menschen mit brennenden Fackeln auf das Gefängniß losstürme, um es in Brand zu stecken, weil es dem Grafen von D** gehöre.

Maria erblaßte, und ich gestehe, daß ich selbst nicht ruhig war. Wir hatten es hier

mit einem gereizten Pöbel zu thun, der sich nicht immer bändigen läßt, zumal wenn er sich durch einen Grundsatz der Vernunft oder des Rechts aufgefordert glaubt, die größten Ausschweifungen zu begehen. Ich bot indessen alles auf, meine Pflegetochter zu beruhigen.

Der Aufruhr nahm zu. Alles schien einen fürchterlichen Ausbruch der Pöbelwuth anzudeuten. Klug springt mit einem Sprunge von meinem Zimmer in den Hof, drängt sich mitten unter den wüthenden Haufen, und hält die Entschlossensten auf. „Was wollt ihr machen? ruft er. Dieß Haus in Brand stecken, vertilgen? O ja, euer Zorn ist gerecht, eure Absicht vernünftig. Aber erst laßt uns die armen Gefangenen retten, welche sonst ohne ihre Schuld ein Opfer eurer Rache seyn würden. Ihr einziges Verbrechen ist, daß sie unglücklich sind, und — dafür werdet ihr sie doch nicht strafen wollen? — Nein, schrien sie einmüthig; wo sind sie? „Ich will euch zu ihnen führen.“ Diese wenigen Worte, welche von einem Munde zum andern

fliehen, besänftigen die Aufgebrachtesten, und die ganze Wuth dieser rasenden Horde legt sich eben so schnell, als sie sich entzündet hatte.

Klug stellte sich an die Spitze dieser neuen Helden, ließ die Pforten des Hauses öffnen, stürmt mit ihnen herein, und führt sie in mein Zimmer. Er konnte vermuthen, daß dieser unvermuthete Besuch einen schreckhaften Eindruck auf uns machen würde, und sagte daher sogleich beim Hereintreten: „Ihre Fesseln sind gelöſ't, danken sie es diesen braven Leuten.“ Diese Anrede beruhigte uns. Unsere Retter bekräftigten Klugs Erklärungen, und nahmen uns mit sich, wie ein Siegeszeichen, um uns zu der Sitzung der neuen Administration, welche seit dem vierzehnten Julius in Paris das Ruder führte, zu bringen.

Der Entwurf, unser Haus in Brand zu stecken, war jetzt schon vergessen; ein ganz anderes Vorhaben beschäftigte ihre Gedanken. Die Prozession nahm bald ihren Anfang. Maria und ich wurden auf einer

Art von großem Schilde getragen, und Klug ging neben uns her. Wir hatten schon über die Hälfte des Weges zurückgelegt, als der schlaue Klug mit dem Truppe unserer Retter Halt machte, und ihnen vorschlug, sich durch einen Trunk zu erfrischen; denn es war sehr warm, und der Vorschlag gefiel allgemein. Wir befanden uns gerade vor einem Wirthshause; wir gingen hinein. Klug warf einige Louisd'or auf den Tisch, und sagte dem Wirth, daß er alles auftragen solle, was seine Gäste verlangen würden.

Man führte mich und Marien in einen kleinen Saal, um uns Zeit zur Erholung von einem so plötzlichen, überraschenden Auftritte zu lassen. Nach einer Viertelstunde kam Klug. „Jetzt sind Sie frei, rief er; dieß war mein einziges Streben. Aber die Augenblicke sind kostbar — lassen Sie uns die Zeit nutzen. Ihre Retter haben zwar keine böse Absichten mit Ihnen; dennoch ist es gut, daß wir ihnen entwischen. Lassen Sie uns keinen Augenblick verlieren; sie sind jetzt mit

Trinken beschäfftiget, und ich sehe in der Nähe einige Kutschen halten. Wir wollen in die erste, beste hineinsteigen; wir werden in einer andern Gegend der Stadt seyn, ehe sie unsere Entweichung merken.

Wir kamen in der That aus dem Gasthofe, ohne einmal von dem Wirthe, dessen ganze Aufmerksamkeit auf seine Gäste gerichtet war, bemerkt zu werden, und setzten uns sogleich in die nächste Miethkutsche. Klug ließ uns nach einem Gasthofe fahren, den er genau kannte. Ich kaufte mir eine Postkalesche bei dem nachbarlichen Sattler, und miethete zwei Pferde, um uns zu der nächsten Station fahren zu lassen. Da die Thore den Tag vorher wieder geöffnet waren, so machten wir uns sogleich auf den Weg nach la Barre. Die Abschaffung der geheimen Verhaftsbefehle ließ in unserm fröhlichen Herzen kein Saamenkörnchen von Furcht wurzeln.

Sehr ungern trennten wir uns von unserm edlen Freunde. Unser Abschied war rüh=

rend; Maria ließ sogar einige Thränen fallen, was mir wirklich angenehm war. Dieser seltne, in seiner Art ganz einzige Mann, wollte mir etwa vierzig Louisd'or geben, die ihm noch übrig geblieben waren. Man wird vermuthen, daß ich sie ausschlug. Ich hatte ja selbst noch zweihundert Louisd'or bei mir, und bat ihn dringend, diese Summe mit mir zu theilen; aber umsonst. Ich wollte ihm wenigstens sein ausgelegtes Geld wieder auszahlen. Klug antwortete mir lächelnd, daß er mir einst seine Rechnung bringen und mit mir schon aufheben wollte. „Jetzt muß ich, sagte er zuletzt, zu unserer alten Wohnung gehen, und meine Sachen vor der Plünderung schützen; ich fürchte sehr, daß der wilde Haufen bald zurückkehren wird.“

Wir luden ihn mit der freundschaftlichsten Wärme ein, uns zu besuchen, so bald er seine Geschäfte in seinem Lande abgethan haben würde. Der letzte Auftritt hatte uns indessen so verwirrt, daß wir beide vergassen, ihm unsere Addresse zu geben. Ich war sehr

verdrüßlich darüber, und nach einer Reise von zwei Stunden, da mich Maria hieran erinnerte, im Begriff, wieder umzukehren, und ihn in unserm Gefängnisse aufzusuchen. Aber die Gährung, die wir auf unserer Fahrt durch Paris bemerkt hatten, ließ mich neue schreckliche Gefahren befürchten; wir sahen uns also genöthiget, unsere Reise fortzusetzen. Ich mußte das große Glück, ihn einst in meinem Hause zu bewillkommen, einem günstigen Ohngefähr überlassen, und hatte ihm übrigens die Lage meiner Einsiedelei so genau beschrieben, daß er sie allenfalls auf diese bloße Schilderung finden konnte.

Gern gestehe ich hier, daß ich nie einen edlern liebenswürdigern jungen Menschen gekannt habe. Er hat einen Platz in meinem Herzen eingenommen, woraus ihn weder Zeit noch Umstände verdrängen werden; ich werde stolz darauf seyn, mich für den Freund eines solchen Menschen zu halten, und kein Stand, kein hoher Posten würde mich in diesen Gesinnungen irren.

Wir fuhren die ganze Nacht, und kamen des andern Morgens in der Frühe in meiner Wohnung an, ohne die mindeste Schwierigkeit oder Gefahr bestanden zu haben; ein Glück, das uns desto denkwürdiger schien, weil man uns für Feinde des damaligen Systems hätte ansehen und als solche behandeln können. Ich nahm mich unterwegs wohl in Acht, Marien etwas von meiner Angst zu verrathen. Meine Ankunft beruhigte mich endlich. Ich fand mein Haus in der besten Ordnung; meine Leute hatten die Geschäfte meines Haushalts mit dem rühmlichsten Fleisse besorgt. Unsere Rückkehr war ein Fest für diese wackere Leute, die ihre Freude über meine unverhoffte Erscheinung sicher auf irgend eine Art hätten laut werden lassen, wenn ich nicht Gründe gehabt hätte, jedes Ansehn zu vermeiden.

Sonderbar war es, daß ein schöner Hofhund, der mir sehr jung gebracht wurde, und meiner Person sehr zugethan war, bei meiner Ankunft ein so freundliches, lautes Bellen anhub, daß alle Leute des Hauses her-

beieilten. Er wollte mit aller Gewalt seine Kette zerreissen, und machte solche heftige Bewegungen, daß man ihn losbinden mußte. Jetzt verschwendete er die ersinnlichsten Liebkosungen an mich und Marien, die ihm alle Tage zu essen gab, und ihn sehr liebte. Er bellte, sprang um uns herum, und leckte uns die Hände; ich sah große Thränen in seinen Augen blinken, und seine Freude schien sich sogar gegen den Postknecht, und gegen die Pferde ergiessen zu wollen; er schien ihnen zu danken, daß sie uns zurückgebracht hätten. Wie rührten sie mich, diese Liebkosungen des armen Thiers! Maria vergoß heisse Thränen.

Ich gab dem Postillion ein reiches Trinkgeld und ließ ihm ein gutes Frühstück vorlegen. Er überhäufte mich beim Abschiede mit Segenswünschen. In der That braucht es oft so wenig, um solche Leute zu befriedigen, daß ich nicht begreife, wie manche Reisende sich mit ihnen in Zänkereien einlassen können. Mein Gärtner machte die Bemerkung, daß die Post-

kalesche, die ich in Paris gekauft und mit nach Haus gebracht hätte, dieselbe wäre, die ich einst auf meiner Rückkehr aus Bretagne einige Stunden ohnweit Morlaix in einem Wirthshause zurückgelassen hätte. Ich erkannte sie wirklich, konnte mir aber nicht erklären, durch welch eine Reihe von Zufällen sie wieder in meine Hände gerathen war.

Nach den heftigen Erschütterungen der Reise, und nach einem fast zweyjährigen Aufenthalt in einem ungesunden, ungemächlichen Hause, brauchten wir eine tiefe Ruhe, um unsere Gesundheit wieder herzustellen. Maria erhielt ihre vorige Stärke und frische Farbe schon nach einigen Tagen wieder; bei mir dauerte es länger. Ich war schon über die sechzig hinaus, und Unglücksfälle und Kummer hatten meine starke Constitution sehr geschwächt; ich mußte mich äusserst schonen, um einem so abgemergelten, unter solchen Strapatzen grau gewordene Körper das Leben zu fristen. Ich erholte mich indessen allmählig. Meine tiefe Ruhe und meine

Sorglosigkeit über mein künftiges Schicksal, so wie über das Loos meiner liebenswürdigen Pflegetochter, trugen das meiste zu meiner Herstellung bei, und nach sechs Wochen war ich wieder so munter, als ich bei meinem Alter hoffen konnte.

17tes Kapitel.

Nach der staunenswerthen Staatsumwälzung, welche Galliens ganze Verfassung in ihren Grundfesten erschütterte, brauchte ich jetzt nicht mehr für meine Freiheit zu zittern — wenigstens nicht mehr aus den Gründen, worüber ich sie so lange eingebüßt hatte, und beschloß, eine neue Reise nach Bretagne zu wagen. Ich hatte ein doppeltes Interesse, mich nach dem Schicksal der Frau von Ponty zu erkundigen. Theils war sie, wie ich, das Schlachtopfer eines abscheulichen Despotismus geworden, theils

hoffte ich auf den Fall, daß ich sie wieder in ihrer Heimath fände, über die tiefe Nacht, worin Mariens Geburt lag, einiges Licht zu erhalten. Auch jetzt, bei diesen geringen Beweggründen zur Furcht, wandte ich doch alle Vorsicht an, um meine Pflegetochter keiner neuen Gefahr auszusetzen. Sie mußte sich zum zweitenmal in Mannskleider hüllen; und kam unter dieser Verkleidung glücklich mit mir nach Morlaix. Ich trat in demselben Gasthofe ab, wo ich das erstemal logirt hatte.

Noch an dem Tage meiner Ankunft ging ich zur Wohnung der Frau von Ponty und — fand sie wirklich. Erst seit einem Monat war sie wieder gekommen. Sie hatte (erzählte sie mir) beinahe fünf Jahre in dem Kloster Sainte Perrine zu Chaillot bei Paris gefangen gesessen. Jede Communikation mit jemand ausser dem Kloster war ihr hier abgeschnitten; aber sie war sehr artig behandelt, und hatte ausser der Freiheit alle Bequemlichkeiten genossen. Einige Tage nach dem vierzehnten Julius verkündigte man ihr

die Freiheit, und ließ ihr freie Wahl, wohin sie sich begeben wolle. Unverzüglich reiste sie wieder nach Morlaix. Sie fand ihr Haus ziemlich in seinem alten Zustande, setzte sich ohne alle Schwierigkeiten wieder in den Besitz desselben, und lebte da wieder so ruhig wie vorher.

Ich lenkte das Gespräch mit Vorsicht auf Marien. „ Noch lebt jemand, sagte ich, der an diesem edlen Mädchen den wärmsten Antheil nimmt, und der mir den Auftrag gegeben hat, mich nach allem zu erkundigen, was Sie von ihr wissen. “ Die Frau von Ponty macht keine Schwierigkeiten, mich zu befriedigen; aber leider wußte sie nicht viel mehr, als ich selbst. „ Nie habe ich von Mariens Eltern etwas erfahren, sagte sie mir. Aber keinen Augenblick konnte ich zweifeln, daß sie einer reichen und mächtigen Familie angehöre. Es ist mir noch immer wahrscheinlich, daß der Gefangene, der den vornehmen Herrn begleitete, welcher sie mir entführt hat, ihr Vater seyn muß. Dieser Gefangene hatte Marien zu

mir gebracht, und mir die Erziehung derselben aufgetragen; die Liebkosungen, die er an sie verschwendete, sobald er allein war, haben mich immer in dieser Meinung bestärkt. Doch — wie Sie sehen, es sind bloße Vermuthungen. "

Ich hielt es nicht für rathsam, der Frau von Ponty von Mariens grgenwärtigem Schicksal etwas zu offenbaren. Nach einem aufrichtigen Danke für ihre Nachrichten, sagte ich bloß, daß ich selbst kein Interesse an der Sache nähme, und daß ich eigentlich wegen gewisser Geschäfte hieher gekommen wäre. Zuletzt fragte ich sie, blos aus Neugierde, wie es schien, was nach ihrer Meinung wohl aus Marien geworden seyn könnte. Mit aller Ehrlichkeit betheuerte sie: ich weiß es nicht. Ich liebe dieß Mädchen (das sie wie ihre eigene Tochter herausstrich), und bedaure nichts mehr, als daß ich ihr fernes Schicksal nicht weiß.

Meine Leser werden noch aus dem vorhergehenden wissen, das das Haus der Frau

von Ponty nicht weit von Morlaix entfernt war. Ich kehrte auf der Stelle nach dem letzten Orte zurück, und eilte nach unserm Gasthofe. Mit sichtbarer Unruhe hatte Maria meiner gewartet, und durch die Frau von Ponty einige Nachrichten über ihre Geburt zu erhalten gehoft. Ich mußte ihr leider alle diese Hoffnungen abschneiden, und konnte sie bloß auf ein günstiges Ohngefähr der Zukunft verweisen. Wie gern hätte sie wenigstens die gute Frau von Ponty gesprochen, gegen die sie noch immer die zärtlichsten Regungen der Dankbarkeit fühlte; aber ich zeigte ihr, daß die Sache gefährliche Folgen haben könnte. Wir hätten bei unserm Besuche schlechterdings manches gestehen müssen, was die Frau von Ponty nicht wissen durfte, wenn wir uns nicht einer neuen Unvorsichtigkeit schuldig machen wollten.

Ich sann auf ein anderes Mittel, ihr Beweise der Dankbarkeit meines Herzens und meiner Pflegetochter zu hinterlassen. Da ich bei den sorgfältigsten Erkundigungen nur Gu=

tes von ihr sprechen hörte, und ihr damals auf keine andere Art dienen konnte, so ließ ich ihr fünf und zwanzig Louisd'or auszahlen, ohne daß sie wußte, woher dieses Geld kam. Eine solche Unterstützung mußte ihr desto angenehmer seyn, weil sie damals wegen des Ausbleibens ihrer Pension und ihrer Leibrente sehr in Verlegenheit war. Während ihrer ganzen Gefangenschaft hatte sie nichts davon erhalten. Ich ließ jene Summe der Pflegemutter Mariens durch einen sichern Menschen auszahlen.

Nach Beendigung dieser Geschäfte verliessen wir Morlaix, und verweilten, von keinen Besorgnissen und Gefahren, wie vorhin, geschreckt, an allen Orten, wo wir etwas Merkwürdiges sehen zu können glaubten. Diese Art von häufigem Lustwandeln war uns nicht bloß sehr angenehm, sondern hatte zugleich für unsere Gesundheit die wohlthätigsten Folgen.

Ich ging nach dem Gasthofe, worin ich einige Jahre vorher meine Postkalesche hatte

stehen lassen, und fragte den Wirth, warum er sie verkauft hätte. Er betheuerte mir ganz offenherzig, daß er dazu gezwungen gewesen wäre. „Sie hatte bis gegen das Ende des Aprils im Jahr 1789 bei mir gestanden, als ein Advokat, der von dem Amte Rennes nach der Versammlung der General-Staaten deputirt war, sich derselben fast mit Gewalt bemächtigte. Er war unterwegs sehr unpäßlich geworden, und konnte auf dem öffentlichen Postwagen nicht weiter fortkommen. Da er aber eilen mußte, um bei den Versammlungen der Landstände gegenwärtig zu seyn, so hatte er diesen Wagen von mir geborgt, und versprochen, ihn nächstens zurückzuschicken. Er hat sein Versprechen nicht gehalten."

Mein Wirth erkannte den Wagen, und fragte mich, wie ich ihn wieder erhalten hätte. Ich erzählte es ihm mit ein paar Worten, und er machte sich anheischig, ihn von einem Kenner schätzen zu lassen und zu bezahlen, wenn ich es verlangte. Ich schlug es aus.

Sein Anerbieten und seine Redlichkeit hatten mich mehr als befriedigt. Doch erkundigte ich mich nach dem Namen dieses Deputirten, fest entschlossen, das Chaos dieser seltsamen Begebenheit, die meine Neugierde zu reizen anfing, aufs Reine zu bringen. Nach einigen Tagen kamen wir etwas ermüdet, aber sehr gesund wieder nach unserer Heimath.

Mit wahrem Vergnügen sah ich mein stilles Haus wieder. Maria warf sich in die Kleidung ihres Geschlechts, und übernahm von neuem ihre Lieblingsgeschäfte. Nach acht Tagen bat ich sie, mich nach Paris zu begleiten, ehe die schlimme Jahreszeit einträte. Ich hatte die Absicht, den Aufenthalt des großmüthigen Klugs, dem wir so viel Verbindlichkeiten schuldig waren, und den ich so gern in meine Arme geschlossen hätte, ausfindig zu machen, ihm Beweise von meiner Freundschaft zu geben, und ihn zu bitten, daß er mein Schicksal und mein Vermögen mit mir theilen möchte.

Die schleunige Flucht unsers unversöhnlichen Verfolgers, hatte unsere Fesseln zerbrochen; ich hatte nichts von dem Schwerdt des Despotismus oder von den Schlünden eines neuen finstern Kerkers zu fürchten. Gleichwohl mußte Maria bei dieser Reise wieder Mannskleider anziehen, weil sie so mehr Freiheit geniessen und minder Gefahr laufen konnte. Sie benahm sich in diesen Kleidern so natürlich, daß kein Mensch auf einigen Verdacht fallen konnte.

Wir reis'ten gegen die Mitte des Septembers ab, und stiegen in Paris in dem römischen Kaiser auf der Straße Richelieu aus. Ich hatte nie Ursach gefunden, über den Wirth dieses Hauses zu klagen. Es war damals ziemlich ruhig in Paris. Unter dem gemeinen Pöbel herrschte zuweilen eine kleine dumpfe Gährung. Einige Wucherer ließen nicht nach, das Volk aufzuhetzen, und es zur Ausführung der kühnen Projekte einer gewissen Parthei zu rei-

zen, von der sie besoldet wurden, und welche es nicht einmal mehr der Mühe werth hielt, ihre Absichten verborgen zu halten. Aber übrigens war Paris noch immer der Mittelpunkt aller Vergnügungen, aller Annemlichkeiten, die man sich wünschen konnte; man hatte hier nur die Mühe der Wahl.

Ich führte Marien in verschiedene Theater — einer Art von Unterhaltung, der sie wenig Lust abzuwinnen schien. Mit großer Freude bemerkte ich, daß die unsterblichen Meisterwerke unserer großen Künstler ihren vorzüglichen Beifall erhielten. Diese sichtbare Vorliebe war zugleich ehrenvoll für die Reinheit ihres Geschmacks.

Ich gab während dieser unschuldigen Zerstreuungen den Hauptzweck meiner Reise nicht auf. Eines Morgens stieg ich mit Eugen in eine Miethkutsche und ließ mich nach der Gegend des Hauses fahren, wo wir nur zu lange gesessen hatten. Ich hatte einige Mühe, es zu finden, weil an der Stelle des Hauses nur noch ein bloßer Schutthaufen zu sehen war; bloß

die Lage des Gartens — wiewohl auch dieser einige Verwüstungen hatte leiden müssen, setzte mich in den Stand, mich in dieser Gegend wieder zu orientiren.

Ich erkundigte mich nach dem Schicksal des Hauses bei einer bejahrten Frau, welche an der Thür eines benachbarten arbeitete, und, wie alle Pförtnerinnen und alte Weiber, nur zu bereitwillig war, mir die umständlichste Beichte von der Geschichte dieses Gefängnisses zu geben. Sie war ohnehin eine Augenzeugin davon gewesen. „Dieß ehemalige Haus, sagte sie, gehörte einst dem Grafen von D**, der es anfangs zu seinem Hundestall gemacht hatte. Nachher brauchte er es zu andern Zwecken, und ließ hier zuletzt solche Staatsgefangene einsperren, woran ihm, wie man sagte, besonders viel gelegen war. Das Volk setzte diese Gefangenen nach dem vierzehnten Julius in Freiheit. Sie entflohen aber, während ihre Retter sich in der Schenke mit einem guten Trunke erfrischten; die Ursach ihres Arrestes, so wie ihre Person ist daher ein undurch-

dringliches Geheimniß geblieben. Auch ihr Kerkermeister, den man wegen seines schändlichen Handwerks ernstlich bestrafen wollte, entkam glücklich; doch hatte er vorher seine Sachen und die Kostbarkeiten dieses Hauses auf die Seite geschaft. Seitdem ist uns weder von ihm noch von den Gefangenen das mindeste zu Ohren gekommen. Entrüstet über diese heimliche und tückische Entweichung, richtete das Volk seine ganze Wuth gegen das Haus, steckte es in Brand, und machte es zu dem, was es — noch jetzt ist. "

Sehr unzufrieden, daß wir den Aufenthalt unsers großmüthigen Freundes nicht hatten erfahren können, aber zugleich sehr froh, daß er der Wuth des Pöbels so glücklich entkommen war, dankte ich dieser guten Frau für ihre Nachrichten, die ich zum Theil nur zu gut wußte. Ich fühlte mich jetzt wenigstens frei von einer Furcht, die mich so lange gequält, und die ich Marien sorgfältig verborgen hatte: daß er in die Hände solcher irrigen Schwindelköpfe gefallen wäre,

welche sich noch obendrein ein Verdienst daraus gemacht hätten, ihn wie ein Werkzeug des Despotismus zu behandeln und zu strafen.

Ich erkundigte mich noch in mehreren Straßen von Paris, wo ich einige Spuren von ihm zu finden glaubte, und fand — immer neuen Stoff, meine Unbedachtsamkeit zu bedauren, daß ich ihm meine Addresse nicht gegeben hatte.

Einst ging ich vor dem Hause des Sattlers vorbei, von dem ich an dem Tage unserer Erlösung meine alte Postkalesche wieder gekauft hatte. Ich konnte mich nicht enthalten, zu ihm zu gehen und zu fragen, von wem er sie gekauft hatte. „Von einem Menschen, den ich nicht kannte, war seine Antwort, und zwar an dem Morgen desselben Tages, da ich sie Ihnen verkaufte. Nach der Aussage seines Bedienten war er ein Deputirter der General = Staaten. Dieser Mann hatte die Nacht vorher im Spiel einen ansehnlichen Verlust erlitten, und ließ

mir sie um einen sehr billigen Preis, um nur geschwind Geld zu erhalten. Ueber den Namen und die Wohnung dieses Mannes kann ich Ihnen nichts sagen." Ich wußte nun genug, um mir die Geschichte meines Wagens zu erklären: sie ganz zu ergründen, schien mir der Mühe nicht werth.

Der Zweck unserer Reise war erfüllt. Wir reis'ten den dritten October nach la Barre zurück, und hatten also das Glück, von dem neuen mächtigen Aufruhr, der ein paar Tage nachher entstand, keine Zeugen zu seyn. Erst nach einigen Tagen erfuhren wir in unserer glücklichen Heimath diese schrecklichen Auftritte.

18tes Kapitel.

Zu einer Zeit, wo die Ungewitter der Revolution an dem ganzen französischen Himmel umherzogen, wo Schwerdter und Fackeln um die Wette mit mörderischer Wuth rasten, wo man jeden Unglücklichen, der kein Freund der neuen gepriesenen Freiheit zu seyn schien, in schreckliche Ketten schmiedete; zu dieser Zeit genossen wir in unsern stillen Wohnungen der tiefsten, friedlichsten Ruhe. Die Flamme der Mordfackeln leuchtete nicht über unsern glücklichen Hügeln, und unsere lieblichen Thäler hallten nicht von dem Echo jener winselnden Schlachtopfer, die unter dem Schwerdt der barbarischen Wüthriche fielen. Es war ein Elysium, worin wir lebten, wenn wir unsere Verhältnisse mit den Wohnsitzen jener Unglücklichen vergleichen, in deren Mitte eine

Rotte von Bösewichtern, wie in einem Tartarus, haus'te. Ruhig und von keinen Stürmen getrübt, flossen unsere Tage dahin; Vertrauen und Freundschaft wohnten in unserm Umgange, und befestigten unsere Glückseligkeit. Maria war es, die mich ganz mit diesen seligen Empfindungen beseelte; ich liebte sie, wie eine Tochter, und hatte mich wieder von ihr der zärtlichsten kindlichen Gesinnungen zu rühmen.

Sie war jetzt beinahe siebzehn Jahr alt — zwar keine vollendete Schönheit, aber doch von angenehmen, regelmäßigen Zügen. Ihr edler und sanfter Blick, ihr sittsames, anmuthiges Wesen, ihr hoher schöner Wuchs, ihre frische, blühende Farbe — ganz wie die Farbe der Rose, würden zwar nicht jeden Fremden zu dem süßesten Ausruf vermocht haben: „ach, wie schön ist sie!“ Aber jeder würde gesucht haben, ihr zu gefallen und ihr Herz zu erobern. Es war Zeit daß ich auf ihre Umstände nach meinem Tode dachte; die herannahenden Schwächen des

Alters erinnerten mich unaufhörlich daran. Ich schmälerte die Rechte keines Menschen, indem ich sie zu meiner Erbin einsetzte. Ich sann jetzt nur darauf, mein Testament gegen alle Angriffe der feinen und boshaften Schikane zu sichern.

Ich ging einst, mit diesem Gedanken tief beschäftigt, auf meinen kleinen Domänen spazieren, und begegnete einem Pilger, dessen Aeusseres nicht viel versprach. Seine Lumpen verkündigten die traurigste Armuth, und ein dichter, schwarzer Bart entstellte seine Züge bis zum Abscheulichen; seine halb erloschenen Augen funkelten gleichwohl von einem edlen, Ehrfurcht gebietenden Glanze; — mit Einem Worte, seine blassen, hagern, durch Widerwärtigkeiten verunstalteten Züge verriethen, daß er sehr viel gelitten hatte. Demohngeachtet lag noch etwas Ungezwungenes in seinem Betragen, etwas Edles in seiner Bildung — man konnte sehen, daß er für diesen verächtlichen Stand nicht geboren war. Kaum vermochte er sich noch auf den

zitternden Beinen zu halten. – Er blieb vor mir stehen, und betrachtete mich, ohne ein Wort zu sprechen, mit einer traurigen aber anständigen Miene, die mein Mitleiden anzuflehen schien. Ich zog einen Laubthaler aus der Tasche, und reichte ihm denselben hin. Zu meinem Erstaunen schlug er das Geld aus. „So armselig meine Figur scheint, und so arm ich wirklich bin," sagte er mit einer schwachen, gebrochenen Stimme, „so bettle ich doch nicht; nein, mein Herr, ich bettle nicht; es ist mir unmöglich, so tief zu sinken. Lieber wollte ich vor Kummer und Elend am Fuße eines Baumes sterben, als die Vorübergehenden um ein Allmosen anflehen. Sollten Sie aber Mitleid mit einem Unglücklichen haben, der sein trauriges Schicksal nicht verdient hat, so bin ich so frei, Sie mir um eine Herberge von ein paar Tagen, oder nur um eine Nacht zu bitten. Ich fühle es, daß ich keine Ansprüche an ihre Wohlthätigkeit habe, als durch mein mannigfaltiges Elend; und meine tiefe Armuth wird Ihnen kein

großes Zutrauen zu mir einflößen. Aber ich bitte Sie im Namen der leidenden und verachteten Menschheit, weisen Sie den unglücklichen Fremdling nicht ab. Ich bin so verlassen, so erschöpft, so angstvoll, daß Sie Sich keinen Begriff von meinem Zustande machen können. Kein Rettungsmittel bleibt mir jezt übrig, als der Tod; aber meine Grundsätze, meine Standhaftigkeit erlauben mir nicht, die Hand an mein Leben zu legen. Die Vorsicht hat mir das Leben geschenkt, daß ich kämpfen sollte gegen das Unglück, und bei Gott! ich will diesen peinlichen Kampf bis zum letzten Hauch meines Lebens bestehen. Das Ende meiner Leiden wird nicht mehr fern seyn, ich fühle es an meinen hinschwindenden Kräften; kaum kann ich noch fortkommen."

Bei diesen letzten Worten fiel er wirklich auf den Rasen; er konnte sich nicht länger halten, und schien fast unter meinen Händen den Geist aufgeben zu wollen. Seine Blässe vergrösserte diese Besorgniß. Schon seine

traurigen Klagetöne hatten mich gerührt; das Schauspiel griff mich noch mehr an. Ich hielt ihm sogleich einige stark riechende Wasser unter die Nase, die ihn nach einigen Minuten wieder zu sich selbst brachten. Er konnte jetzt wenigstens so lange warten, bis ich ihm eine kräftigere Unterstützung verschaffte. Ich half ihm, sich an den Fuß eines Baums zu lehnen, ließ ihm auf jeden Nothfall meine Flasche, und eilte nach Hause, meine Wohnung lag zum Glück nicht weit entfernt. Mein Gärtner war der erste, der mir begegnete. Ich erzählte ihm den Vorfall mit ein paar Worten, und nahm ihn sogleich mit zu dem Kranken. Ich hatte mich mit Biskuit und einer Flasche guten Weins versorgt, wovon ich ihm sogleich ein Glas zu trinken gab. Diese Stärkung belebte seine Kräfte sehr schnell; man sah es, daß ihn der Mangel an Nahrung erschöpft hatte. Schon nach einigen Augenblicken war er im Stande, sich auf den Beinen zu halten, und erreichte auf meinen und meines Gärtners Arm gestützt, mei=

ne Wohnung. Um seine Lebensgeister vollends zu heben, ließ ich ihm sogleich eine kräftige Brühe machen. Er gestand mir, daß sein tiefes Elend alle Menschen von ihm gescheucht, und daß er seit vier Tagen bloß von den sparsamen wilden Früchten, die er auf seinen Wegen durch die Wälder angetroffen, gelebt hätte.

Man hatte ihm unterdessen seine zerrissenen Kleider abgenommen, ein reines Hemde gegeben, und der Gärtner hatte ihm reinliche Kleider gebracht. Mit dem tiefen Gefühl der Dankbarkeit und mit thränenden Augen nahm er sie an. Wie er einige Nahrung zu sich genommen hatte, ließ ich ihn zu Bette bringen, und empfahl ihn der sorgfältigsten Pflege meiner Leute.

Ich weiß nicht, woher es kam, daß ich an diesem Mann ein ganz besonderes Interesse nahm. Kein Unglücklicher, dessen Elend unsere Menschlichkeit auffordert, hatte mich noch zu einer solchen warmen Theilnahme gereizt. Ich bildete mir, wahrscheinlich ohne Grund

ein, daß die Erzählung seiner Leiden vielleicht angenehme Aufschlüsse geben könnte, und wollte zu diesem Behuf nur seine Genesung abwarten.

Vorzüglich wunderte mich, daß meine etwas stolze Maria ihm ihre innige Theilnahme durch die eifrigste Pflege bewies; nie empfand sie den geringsten Ekel bei diesen Geschäften, sie kam seinen leisesten Wünschen zuvor. In der That, wofern ich ihr Betragen mit dem meinigen verglich — es war mir unmöglich, das innere mächtige Gefühl zu erklären, das uns beide zu einem unbekannten Fremdling hinzog.

Einige Tage Ruhe und nahrhafte Kost brachten unsern Pilger wieder auf die Füße; seine Kräfte kehrten zurück, und das Gehen wurde ihm leichter. Seine Züge fielen mir täglich mehr auf, und schienen mir nicht unbekannt zu seyn, wiewohl sie durch die mannigfaltigsten Leiden verunstaltet waren; aber mein Gedächtniß war nicht treu genug, mir völlige Aufschlüsse darüber zu geben. Sein

edles und stolzes Wesen, so wie seine Mienen, deren Würde aus dem sonneverbrannten Gesicht noch deutlich hervorschien, sein sanfter aber Achtung heischender Blick, verkündigten keinen Mann von gemeiner Herkunft, und die ganze Bildung seiner Person hätte für ein Muster von Schönheit gelten können, wenn seine schröckliche, klappernde Dürrheit nicht Abschen erregt, und das Mitleiden verscheucht hätte.

Aber Mariens Eifer erkaltete nicht; vielmehr schien er mit jedem Tage zu wachsen. Eben so thätig, wie einst bei meiner langwierigen Krankheit, besuchte sie nur den schwachen Pilger, und schien nur für ihn zu leben. Ich nahm mich wohl in Acht, sie in der Ausübung dieser edlen, menschlichen Pflichten zu hindern, aber fand es fast mit jedem Tage unbegreiflicher, daß ihre kalte und stolze Seele sich zu einem so zärtlichen Mitleiden gegen einen unbekannten Fremdling herablassen konnte. Sonst hatte sie gegen Leute von dieser Armuth und dieser schmutzigen Außenseite nur

Eckel und Geringschätzung gezeigt, und jetzt wollte sie nicht einmal die Ausführung ihrer zärtlichen Wünsche einer fremden Hand anvertrauen. Woher diese Widersprüche in ihrem Herzem?

Ich zog sie einst bei Seite, und konnte mich nicht enthalten, ihr mein Befremden über ein solches Betragen zu erkennen zu geben. „Sie haben Recht, lieber Vater, versetzte sie: mein Verfahren muß Ihnen wunderbar, fast ungereimt scheinen. Aber ich kann mir nicht helfen. Ich weiß nicht, welch' eine geheime unwiderstehliche Macht mich zu diesem Pilger hinzieht; gewiß verdient er es, daß wir ihn von dem großen Haufen seiner Brüder auszeichnen. Er scheint ein trauriger Lastträger des menschlichen Elends zu seyn, und hat sein Schicksal nicht verdient, wie ich aus einigen Worten schließen darf, die er jüngst fallen ließ. Dieß alles gibt ihm ein Recht auf unsere Theilnahme. Ich kann mich irren — das läugne ich nicht; aber er ist sicher von keinem niedrigen Stande. Nur noch ein paar Worte,

lieber Vater — nicht um mich zu rechtfertigen, denn das brauche ich vor Ihnen nicht; sondern ich will Ihnen zeigen, daß ich Ihre Anweisungen zu nützen weiß: wenn auch die Menschenliebe mir die Pflege des armen Pilgers nicht zur heiligen Pflicht machte, so wäre ich diese Pflicht doch mir selbst, und mir allein schuldig; denn dieß ist ja das einzige Mittel, meine tiefe Schuld abzutragen. War unser Pilger nicht arm, irrend, verlassen? Haben Sie nicht auch die arme, unglückliche Maria aufgenommen? Ich folge hier bloß Ihrem Beispiel.“

Kaum hatte Maria geendigt, als der Pilger vor die Thür unsers Saals trat, und um die Erlaubniß bat, mir für seine gute Aufnahme ernstlich zu danken. Er trug eine ganz neue, reinliche Kleidung; Maria hatte sie ihm mit meiner Bewilligung gegeben. Ihn erblicken, auf ihn zueilen, ihn bei der Hand fassen, und zu mir führen, war Eins für Marien. Er dankte mir mit ein paar Ausdrücken, die man sonst bei Leuten seines Stan=

des nicht findet; sein Vortrag, und seine geringsten Bewegungen verriethen einen feinen edlen Ton der großen Welt, der mich von neuem in Verwunderung setzte. Er bat mich zuletzt, daß ich ihn doch noch einige Tage in meinem Hause behalten möchte. Maria ließ mir nicht Zeit, zu antworten: „Seyn Sie ganz unbesorgt, lieber Freund, sagte sie. Wenn Sie den Vater nur kennten, wie ich ihn kenne, Sie würden nichts fürchten. Denn mein Vater ist gut, voll Empfindung und Großmuth; er denkt zu edel, als daß er einen hülfsbedürftigen Menschen von neuem dem Elende Preis geben sollte. Nicht wahr, lieber Vater? indem sie einen zärtlichen bittenden Blick auf mich warf. "Ganz gewiß, sagte ich, und wandte mich zu dem Pilger: " Sie können mein Haus, wie das Ihrige, ansehen. Ich kenne Sie nicht; — aber alles spricht für Sie, alles sagt mir, daß Sie mein Vertrauen verdienen; mein Herz hat mich über diesen Punkt nie betrogen. Zwar will ich das Geheimniß Ihres Elendes nicht wissen; aber ich

fühle es, Sie sind weit über den Stand erhaben, zu welchem Sie vielleicht durch höhere Mächte verdammt sind. Wenigstens ist mir dieser Gedanke so süß, und sollten Sie in der Folge mich werth finden, ein Vertrauter Ihrer Leiden zu werden, so seyn Sie überzeugt, daß ich Ihre Geständnisse nie mißbrauchen werde. Ich läugne es nicht, ich denke mir Ihre Schicksale sehr interessant, und möchte sie gern wissen, aber ich kann diese Neugier auch unterdrücken, und fordre in diesem Punkte schlechterdings nichts. Ich bin nicht gewohnt, einen Preis auf meine kleinen Dienstleistungen zu setzen. Mein Mitleiden gegen Sie war nur eine Pflicht der Menschlichkeit, und ich schätze mich sehr glücklich, daß das harte, öfters unbillige Schicksal mir vergönnt hat, Ihnen zu folgen."

„Sie erwarten, versetzte der Pilger, einige Aufschlüsse über mein trauriges Leben? Wohlan! ich habe kein Interesse mehr, Ihnen oder einem andern ein Geheimniß daraus

zu machen. Selbst mein einziger barbarischer Verfolger ist jetzt zu ohnmächtig, seine Rache noch ferner an mir auszulassen. Glauben Sie mir, Herr Baron, sogar in den Zeiten, wo ich noch alles zu fürchten hatte, würde ich nicht angestanden haben, Ihnen mein volles Herz zu öffnen. Ihre ganze Person fodert mich zum Zutrauen auf. Ihr Alter, Ihre Gestalt, sogar einige Züge erinnern mich an einen zärtlich geliebten Vater, den meine unglückliche Unbesonnenheit ins Grab gestürzt hat." (Diese Worte nöthigten meine Glieder zu einem unwillkührlichen Schaudern; kaum war ich meiner Empfindungen mächtig genug, um diese gewaltsamen Regungen nicht sichtbar werden zu lassen.) „Verzeihen Sie, daß mir diese Erinnerung einige Thränen auspreßt." In der That flossen seine Zähren sehr häufig. Er suchte sie schnell zu trocknen, und fuhr dann in seiner Erzählung fort:

„Sie wünschen, mich zu kennen, gnädiger Herr; ich fühle mich eben so geneigt, mich Ihnen zu erkennen zu geben, und dadurch

einen Theil meiner Schuldigkeit abzutragen. Nicht als wenn meine tiefe Schuld durch ein solches Geständniß aufhören könnte; denn meine Dankbarkeit wird ewig dauren. Aber ich will mich Ihnen wenigstens ganz zeigen; wie ich bin; ich will Ihnen alle meine Fehler gestehen. Nur erlauben Sie, daß ich bei dieser Geschichte einen sehr theuren Namen verschweige; alles übrige soll Ihnen entdeckt werden. Ich bin mehr unbedachtsam als strafbar gewesen, und habe für ein Vergehen, dessen Bedeutsamkeit meine Jugend, meine Unerfahrenheit und Liebe entschuldigen mögen, durch fünfzehn Jahre von Elend und Jammer hinlänglich gebüßt. "

Der Pilger sank einige Minuten in ein tiefes Schweigen, als wenn er seine Gedanken erst sammlen wollte; sein Haupt hing zur Erde und seine Hand ruhte still auf der nachdenkenden Stirn. Ich fühlte mich sonderbar verwirrt durch die paar Worte, die er vorher hingeworfen hatte; tausend abwechselnde Muthmaßungen durchkreutzten meine gierige

Einbildungskraft. Ich glaubte in seinen Aeußerungen eine leise Hinweisung auf das Schicksal meines eignen Sohnes zu finden — ach, meines Sohnes, auf den ich in frühern Jahren den ganzen Traum meines Glücks gegründet hatte; aber die Vernunft wollte diesen schmeichelhaften Hoffnungen kein Gehör geben. Nach einer langen Pause hub endlich der Pilger die Erzählung seiner Leiden so an:

19tes Kapitel.

„Das Elend hat seine schrecklichen Spuren durch diese Furchen auf meine Stirne gegraben. Eine lange Reihe von ununterbrochenen Widerwärtigkeiten, die sich fast um die Wette zu übertreffen scheinen, hat mich bis zu dem höchsten Gipfel des Unglücks geführt, und der Tod konnte daher das Einzige seyn, was mir in meiner Lage Wünschenswürdiges blieb.

Aber dieser unerbittliche Mörder blieb auch gegen mich grausam — er wollte mein gebeugtes Haupt schonen. Mein armseliger, verlassener Zustand hat Ihnen schwerlich hohe Begriffe von meinem Herkommen gegeben; und doch kann ich rühmen, daß wenige Familien in der Provinz, worin ich gebohren war, mit der meinigen an Range wetteifern können; ein Vorzug, worauf man freilich nur dann stolz seyn darf, wenn man sich desselben würdig gezeigt hat. Sie sehen in mir ein unglückliches Opfer der gemißbrauchten Gewalt, welche mich seit fünfzehn Jahren auf die schrecklichste Art zu demüthigen suchte. Herumirrend, flüchtig und vogelfrei, bin ich nur, wie durch ein Wunder, den Verfolgungen meines Feindes entgangen. Es ist mir unmöglich, Ihnen ein vollständiges Gemälde von dem zu entwerfen, was ich während einer zehnjährigen Gefangenschaft, und in den letzten Jahren meiner Freiheit ausgestanden habe, wo ich jeden Augenblick fürchten mußte, von neuem in die Hände meines uner-

bittlichen Feindes zu fallen; es fehlt mir an Kräften und Worten, um einem solchem Bilde das ganze treue, schreckliche Gepräge der Wahrheit zu geben."

„Mein ganzes Verbrechen war: Liebe. Noch jung, ungestüm, feurig, überlegte ich die Gefahr nicht, worein ich mich durch eine zügellose Leidenschaft stürzte; ich sah nichts, hörte nichts, begehrte nichts als den Gegenstand dieser Liebe, und meine Unvorsichtigkeit allein hat vielleicht den Abgrund gegraben, in den ich nachher versank. Ob ich durch die Macht der Liebe meine Verirrungen rechtfertigen könnte? Dieß ist wenigstens nicht meine Absicht. Traurig genug, daß mich eine glühende Liebe verzehrte, und daß diese Leidenschaft nichts überlegt. Eine edle, schöne Frau, interessant durch ihre mannichfachen Leiden, und ehrwürdig durch die erhabenen Eigenschaften, die in ihr glänzten, war der Gegenstand meiner Liebe. Meiner Liebe? Ach Gott, ich vergötterte sie. Unser Umgang war nur einer Die-

nerin bekannt, auf deren Treue sie sich verlassen konnte; er hatte traurige Folgen für mich. Meine Geliebte wurde Mutter. Jetzt kam es darauf an, ein Geheimniß zu verschleiern, das den verrätherischen Blicken der neugierigen und verläumderischen Menge selten zu entgehen pflegt. Eine erdichtete Krankheit gab einen herrlichen Vorwand, und meine Geliebte gebahr eine Tochter, deren Daseyn vor den bösen Zungen der Welt ein Geheimniß blieb."

„Diese Tochter wurde mir gleich nach ihrer Geburt übergeben. Ich vertraute sie einer Amme, die ich schon zum voraus bestellt hatte, und welche selbst von den Eltern des Kindes nichts wußte. Nach einigen Jahren brachte ich sie in eine entlegene Provinz zu einer Dame, von der ich die besten Zeugnisse hatte. Ich vertraute derselben die Sorgen der Erziehung, und entdeckte ihr von der Geburt des Kindes eben so wenig ein Wort als vorher der Amme. Wir hatten die strengsten Maaßregeln genommen,

um dieses unglückselige Geheimniß nie kund werden zu lassen."

Die Aehnlichkeit, die ich zwischen dieser anziehenden Geschichte und den Erzählungen der Frau von Ponti fand, war mir sehr auffallend. Ich warf einen aufmerksamen Blick auf Marien und bemerkte, daß große Thränen in ihren Augen glänzten. Ein sichtbares Herzklopfen verrieth ihre geheimen Regungen.

Plötzlich fiel sie dem Pilger ins Wort, und fragte ihn, ob seine Tochter nicht in Bretagne erzogen sey? „Allerdings, Mamsell, antwortete er, und betrachtete sie genauer, als wenn er in ihren Zügen die Wahrheit, deren Morgenroth seinen fröhlichen Augen entgegen dämmerte, lesen wollte. „Zweihundert Schritte von Morlaix übergab ich dieses theure Pfand der Frau ....—" von Ponty? fragte Maria voll Ungestüm — „ach! nur diese zwei Worte noch! So heißt sie." Und Maria warf sich in seine Arme: „Ja Sie sind es, rief sie mit zärtlicher Hef-

tigkeit, Sie sind mein Vater, umarmen Sie Ihre Tochter!" dann wandte sie sich wieder zu mir: „Hier sehen Sie den wohlthätigen Mann, den Einzigen, der sich meiner annahm, ehe mich ein glücklicher Zufall in Ihre Hände brachte; er ist es! Ich kann ihn jetzt an meine Brust drücken! Endlich kann ich ihn aussprechen, diesen süßen Namen, der meinem Herzen so unendlich theuer ist! Guter Vater, o theilen Sie die Glückseligkeit Ihrer angenommenen Tochter. Mein Herz sagte es mir vorher, wie werth mir dieser Pilger seyn würde: es hat die Wahrheit gesagt."

Der Pilger schloß sie von neuem in seine Arme, benetzte sie mit seinen Zähren — ach! ich selbst fühlte mein Herz bis zur innigsten Rührung erweicht. Aber ein mächtigeres Interesse lag mir jetzt auf dem Herzen. Ich fand tausend Aehnlichkeiten zwischen der Geschichte des Pilgers und dem traurigen Vorfall, der mir einst meinen Sohn geraubt hatte; aber meine Vernunft scheute sich noch

immer, sich diesen süßen Täuschungen zu überlassen. Er hatte vorher gesagt, daß sein Vater gestorben sey — ein niederschlagender Umstand für meine Hoffnungen. Ein einziges Wort hätte meine Zweifel lösen können, es ist wahr; aber dieß einzige Wort konnte mir auch den kleinen Rest meiner Hoffnungen auf ewig rauben. Ich wagte keinen neugierigen Laut. Meine Glückwünschungen waren bloß an Marien und ihren Vater gerichtet, die das glücklichste Ungefähr von der Welt nun auf ewig wieder zusammen geführt hatte. Beide weihten die nächsten Augenblicke noch der Natur, und der Pilger fuhr hierauf in der Geschichte seiner Leiden folgendermaßen fort:

„ Trotz meiner äussersten Vorsicht erfuhr man doch — auf welche Art kann ich nicht sagen, einen Theil meiner Geheimnisse. Nach meiner Rückkehr aus Bretagne wurde ich aufgehoben, und in die Bastille geschleppt. Hier saß ich denn beinahe zehn Jahr gefangen, ohne mich irgend einem Menschen mittheilen

zu können. Meine Kerkermeister hatten Befehl, keine einzige meiner Fragen zu beantworten. Kein einziger hat diesen Befehl übertreten. Barbarisch und grausam waren sie alle zu ihrem schändlichen Handwerk geschaffen. Ein merkwürdiger Umstand war es, daß mich weder der Gouverneur, noch die Offiziere der Festung jemals besucht haben."

„Sie können nicht begreifen, welche Leiden ich in diesem abscheulichen Kerker aushalten mußte. Nach den ersten Monaten meiner Gefangenschaft wurde ich von einem Manne, den ich nach seiner Kleidung für eine Gerichtsperson hielt, mehreremal verhört; man wollte mir Geständnisse entlocken, die man für sehr wichtig zu halten schien. Man drohte mir sogar mit dem Tode, um mir den Namen und die Wohnung der Frau, der ich meine Tochter anvertraut hatte, abzupressen. Aber dieser Umstand verrieth mir, daß der wichtigste Theil meiner Geheimnisse noch unbekannt sey. Ich faßte Muth, lieber alles zu ertragen, als die Sache zu offenbaren."

„Ich läugnete also alles mit der unerbittlichsten Hartnäckigkeit. Die Mißhandlungen, womit man mich überhäufte, bestärkten mich nur in dem festen Entschlusse, mein Stillschweigen bis in den Tod zu bewahren. Fast zwei Jahre erschöpfte man die schrecklichsten Martern, um meinen standhaften Willen zu beugen. Da man aber alles fruchtlos fand, so schien man mich zu vergessen, wenigstens ließ man mich ruhig, und machte mir keine Drohungen mehr. Im Grunde war meine Lage in den letzten sieben Jahren meiner Gefangenschaft fast eben so traurig. Von allem menschlichen Umgang abgeschnitten, bloß mir selbst überlassen, immer ungewiß, ob sich mein Schicksal vielleicht jemals ändern werde — weiß ich noch jetzt nicht, wie ich dem Drucke eines so fürchterlichen Elendes nicht unterlegen habe."

„Ich hatte schon mehr als neun Jahre in diesem finstern Ort der Qualen gewohnt, als man mir einen andern Gefangenen zugesellte, dessen Lieblings-Beschäftigung war,

gegen die Tyrannei zu schelten, die ihn nach seinen Klagen schon mehr als zwanzig Jahre von einem Gefängnisse ins andere geschleppt hätte, ohne daß er sein Verbrechen nur errathen könnte."

„Ich achtete eine lange Zeit nicht auf diese Reden. Aber endlich interessirte mich dieser Genosse des Kummers — ein liebenswürdiger Mann, der mir in der That sehr ehrlich und offenherzig zu seyn schien. Die Geschichte seiner vielfachen Leiden hätte das roheste Herz erweichen müssen. Fast immer gab er sich Mühe, mich zu trösten, und mir einige Strahlen von Hoffnung zu zeigen, daß wir uns durch Geduld, Arbeit und Klugheit doch endlich aus diesem Ort der Pein retten würden. Ich faßte endlich so viel Zutrauen zu ihm, daß diese Art von Hoffnung zu einem lebendigen, überzeugenden Gefühl wurde. Das Unglück verbindet die Herzen; ich sahe einen Engel, einen vom Himmel gesandten Boten des Friedens in ihm, und überließ mich ganz den Gefühlen der offensten Freundschaft."

„ Dieser hinterlistige Freund brauchte so viele Mittel, und setzte so viele geheime Triebfedern in Bewegung, daß es ihm nach acht Monaten gelang, meiner Geheimnisse Meister zu werden. In einem Augenblicke, wo das Herz nur für den Erguß seiner heiligsten Empfindungen zu leben scheint, entwischte mir das unglückliche Geständniß. Man läßt sich in solchen Fällen unvermerkt und nur zu leicht hinreissen, und hintennach — kömmt die Einsicht zu spät."

„ Auf jeden Fall ging er sehr schlau zu Werke, wofern es sonst seine Absicht gewesen ist, mich zu verrathen; denn offenbahre Beweise habe ich von seiner Verrätherei nicht. Aber alles läßt mich schließen, daß er es nicht aufrichtig meynte. Ob er vielleicht keinen andern Ausweg hatte, um sich zu retten, als eine solche Treulosigkeit an der Freundschaft? Ich weiß es nicht. Nicht alle Menschen haben die nöthige Seelenstärke, um lieber den Tod zu ertragen, als eine Niederträchtigkeit zu begehen. Es war mir un=

möglich, in dieser Sache bis zur Wahrheit zu dringen. Aber ich hatte Grund, zu vermuthen, daß man jenen Freund nur deßwegen zu mir ins Gefängniß brachte, um mir ein Geheimniß zu entlocken, woran man die ausgesuchtesten Proben so oft und so vergeblich versucht hatte."

„Ich hatte seit einiger Zeit bemerkt, daß mein Genosse mit einem gewissen Kerkermeister, so oft dieser uns die nöthigen Sachen brachte, sich lange und ins geheim unterhielt. Einst schien er fröhlicher als jemals und sagte, daß Gauthier (so hieß jener ehrliche Kerkermeister) von gewissen Freunden bestochen wäre, und daß dieser in wenigen Tagen unsere Entweichung, unsere Freiheit begünstigen wolle."

„Freiheit! Ja wohl, dieß große Wort klingt dem Ohr eines Gefangenen so süß, daß es mich fast ganz von Sinnen brachte. Mein schlauer Gefährte benutzte diesen Umstand und betäubte mit der Aussicht auf eine baldige Flucht meine Vernunft so

sehr, daß ich ihm alles entdeckte. Außer dem Namen von Mariens Mutter, verschwieg ich ihm auch nicht die mindesten Umstände, und in kurzem wußte er den ganzen Zusammenhang meiner Geschichte so gut wie ich. Kaum war mir mein Geheimniß entwischt, als mir die ganze Gefahr dieser Unbesonnenheit auffiel — ach! leider war es zu spät."

„Der Kerkermeister, der unsere Flucht begünstigen sollte, kam, wie gewöhnlich, den andern Morgen und unterhielt sich mit meinem Gefährten allein. Er hatte sich kaum wieder entfernt, als mir mein angeblicher Retter erzählte, daß jetzt alles verabredet sey, daß der Kerkermeister künftige Nacht die Wache habe, und uns seiner Verabredung mit den Schildwachen zufolge, welche ebenfalls bestochen wären, die Thore öffnen und die lang ersehnte Freiheit schenken wolle."

„Ich war trunken vor Freude. Meine Blindheit ging so weit, daß ich in der Ausführung dieses Entwurfs nicht einmal die

mindeste Schwierigkeit sah; ich wußte keine Worte zu finden, um dem großmüthigen und gefühlvollen Retter für das höchste und edelste Gut des Lebens würdig zu danken. Sie können vermuthen, wie lang mir der Tag dauern mußte. Endlich kam die Nacht, diese lang gewünschte Nacht. Mit welcher Ungeduld harrte ich auf den Augenblick, der mich auf einmal allen diesen Greueln der Gefangenschaft entreissen sollte! Um Mitternacht sollte es geschehen. Kaum hatte die Glocke in der tiefen und düstern Stille unsers Kerkers ihre heisere Töne hören lassen — so vernahm ich ein Geräusch an der Thür unsers Zimmers. Mit Frohlocken fahre ich auf. Mein Gefährte schien gelassen und ruhig. Die Riegel werden zurückgeschoben, die eisernen Stangen fallen, die Thür öffnet sich — ach, eine Menge Soldaten treten herein, unter ihnen der Kerkermeister selbst, mit schweren Fesseln beladen. Unbeweglich stand ich bei diesem überraschenden Anblick; kein Donnerschlag, der sich vor meinen Füssen entla=

den hätte, würde mich so sehr erstarrt haben. Der Gouverneur der Bastille war zugleich gegenwärtig, und befahl, daß man den Urheber des Komplotts ergreifen sollte. Es geschah. Mein Gefährte wurde an Händen und Füßen gebunden, und der Kerkermeister befahl den umstehenden Gefangenknechten, daß sie ihn in einen noch tieferen und abscheulichern Kerker schleppen möchten. Ohne Widerstand ergab er sich ihren Händen. Ehe man ihn wegbrachte, suchte ihn der Gouverneur über unsern Plan der Flucht auszuforschen; und siehe, dieser Mensch, von dessen Charakter ich mir eine ganz andere Meinung gebildet hatte, verhehlte ihm zu meinem vollen Erstaunen gar nichts. Er gestand ihm die — wahren oder aus der Luft gerissenen Mittel, die er angewandt hätte, um den Kerkermeister zu verführen, und schämte sich endlich nicht, um Gnade zu flehen. Dieses niederträchtige Betragen gab mir die ersten Fingerzeige über den Charakter des Bösewichts — ich maaß die Tiefe des Abgrunds,

worein mich meine Vertraulichkeit gestürzt hatte. Das Uebel war indessen geschehen, und meine Reue — vergeblich."

„Kaum war diese Art von Verhör geendiget, als man ihn mit dem Kerkermeister, seinem angeblichen Mitschuldigen, hinausbrachte. Ich blieb allein in meinem Zimmer. Man hatte mir keine Frage vorgelegt, nicht einmal ein Wort mit mir gesprochen."

„Ich brauchte in dieser Einsamkeit nicht viel Zeit, mich zu besinnen, und meine ganze Unbesonnenheit in ihrem wahren Lichte zu sehen. Ein lieblicher Schleier hatte bisher meine Augen bedeckt; er verschwand jetzt, wie ein leichter Dunst, vor den ersten Strahlen der Sonne. Mein eignes Verderben, und das Verderben meiner armen Tochter mußten die wahrscheinlichen Folgen jener unglücklichen Unbesonnenheit seyn; ich täuschte mich darüber nicht. Mir selbst war freilich an dem Leben wenig gelegen, denn ich hatte schon mehr als tausendfache Tode gelitten. Aber ich hatte mir vorzuwerfen, daß

mein barbarischer Verfolger ein unschuldiges, edles Mädchen zum Gegenstande seiner blutigen Grausamkeiten ausersehn würde; ein Gedanke, der mich in die tiefste Melancholie warf."

„Indessen dauerte dieser Zustand von schrecklicher und verzehrender Verzweiflung nicht lange. Schon zwei Tage nachher erhielt ich sichere Beweise von der Treulosigkeit des niederträchtigen Schurken, dessen List mir mein theures Geheimniß entlockt hatte. Ohngefähr gegen Mitternacht trat der Gouverneur mit mehreren Gefangenknechten in mein Gefängniß, befahl mir, aufzustehen und mich anzuziehen; dann wurden mir die Hände gebunden, man führte mich in den Hof und ließ mich in eine Postkalesche steigen, welche hier bereit stand. Ein Mann, dessen edle Aussenseite und freundliche Physiognomie mich zu einer andern Zeit hätte anziehen können, setzte sich zu mir; wir fuhren sogleich ab."

„Der Tag fing an zu grauen, als wir auf die erste Station kamen. Wir trafen hier

auf eine Kutsche, die unserer wartete, und hinter welcher wir unsere Reise fortsetzten. Während unserer ganzen ersten Reise erfuhr ich nicht, wer in dieser Kutsche sitzen mochte; denn ausser meinem Aufseher bekam ich keinen Menschen zu sehen und zu sprechen. Ich hatte nicht Ursache, über das Betragen dieses Mannes zu klagen; vielmehr sah ich, daß er meine Lage auf jede mögliche Art zu verbessern suchte; und dieß mußte mir desto sonderbarer vorkommen, je mehr die Barbaren, mit denen ich während meiner zehnjährigen Gefangenschaft zu thun hatte, es sich zum angelegentlichsten Geschäft machten, mich aufs grausamste zu foltern. Ich wagte es nicht, seine Verschwiegenheit auf die Probe zu setzen, denn ich sah wohl, daß es vergeblich seyn würde. Aber bald bemerkte ich, daß unser Weg nach Bretagne ging, und daß die gewaltsame Entführung meiner unglücklichen Tochter der Zweck dieser Reise seyn würde."

„In dem ersten Orte, wo wir Halt machten: durchsuchte man meine Kleider und Ta=

schen, und fand, troß meiner geheimnißreichen Sorgfalt, die Hälfte der Charte, die man haben mußte, um meine Tochter aus den Händen der Frau von Ponty zu lösen. Ich mußte glauben, daß man keine andere Absicht gehabt hätte, als dieses Papier zu erhalten: denn kaum hatte man es gefunden, so stellte man auch das Suchen ein. Man band mir sogar die Hände los."

„Wir kamen endlich vor das Haus der Frau von Ponty, das ich geschwind wieder erkannte. Man ließ mich aus dem Wagen steigen, und führte mich in einen Saal, wo ich den Herrn von D** fand, unter dessen Commando ich ehemals meine kriegerische Laufbahn begonnen hatte. Er bekleidete die Stelle eines Hauptmannes bei der Leibwache des Grafen von D** und hatte sicher den Auftrag, mir das einzige Kleinod zu entreissen, was mir noch das Leben werth machte. Man ließ mich mit ihm allein. Der Hauptmann sagte, daß mein Schicksal bloß von meiner Aufrichtigkeit abhängen würde, und setzte hin=

zu: „durch Verstellung oder Verschwiegenheit werden Sie nicht einmal gewinnen; denn man weiß alles, und Ihre Hartnäckigkeit würde Ihrer Tochter nur schaden. Uebrigens können Sie über das Schicksal derselben ganz ruhig seyn; man wird Sorge tragen, ihr ein anständiges Auskommen zu geben. Ihr eigenes Schicksal wird von Ihrem Verhalten bei dieser Gelegenheit abhängen."

„Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als Frau von Ponty mit Marien in die Stube trat. Ich erkannte die letztere ohne Mühe, wiewohl ich sie seit zehn Jahren nicht gesehn hatte, und ihre Züge damals, als ich sie nach Morlaix brachte, kaum angefangen hatten, sich auszubilden; denn sie hatte alle Züge ihrer herrlichen Mutter. Die ganze Sache zu läugnen, wäre jetzt vergeblich gewesen; die Verrätherei meines Geheimnisses war erwiesen genug. Ich sann bloß darauf, das Schicksal meiner Tochter zu mildern, und trug kein Bedenken, sie anzuerkennen. Sie wissen es schon, wie diese peinliche und grausame Zusammenkunft ausfiel."

„ Ich mußte nachgeben. Maria blieb in den Händen des Barbaren, der über mein Schicksal entscheiden sollte. Man führte mich aus dem Saal nach der Kalesche, worin ich gekommen war, und band mir wieder die Hände, wie bei meiner Abfahrt aus der Bastille. Dieß schien mir kein gutes Zeichen zu seyn; aber was sollte ich machen, als mich ergeben? Bloß die Furcht vor dem Schicksal Mariens lag schwer auf meiner Seele — ich selbst war mir ziemlich gleichgültig. Die Ungewißheit ist gewöhnlich eine noch schrecklichere Marter als das Uebel selbst, das man gegenwärtig empfindet."

„ Ich ahndete es mit Gewißheit, ich hatte meine Maria hier zum letzten male gesehen. Wahrscheinlich, sagte ich zu mir selbst, wird man sie nach einem entlegenen Kloster bringen, und ihr den Schleier aufnöthigen. Wie auch mein künftiges Schicksal ausfallen möchte — ich durfte wenigstens nicht hoffen, den Ort ihres Aufenthalts je zu entdecken. Diese Gedanken beschäfftigten mich während der

kurzen folgenden Reise; mein Begleiter schien seine Sorgfalt und seine Höflichkeiten zu verdoppeln. Ich empfand diese Güte, war aber zu sehr ein Raub der peinlichsten Seelen-Martern, als daß ich einen großen Preis darauf hätte setzen können. Ausser meiner Tochter war mir alles gleichgültig."

„Nach einer Reise von zwei Tagen kamen wir in einen ziemlich großen Wald, der vermuthlich nicht weiter als vier oder fünf Stunden von hier entfernt liegt. Unser Wagen hielt plötzlich in einem hohlen, von der Heerstraße ziemlich entlegenen Wege; mein Begleiter stieg aus dem Wagen, und ließ mich allein. Nach fünf Minuten kam er zurück, hieß mich aussteigen, und ihm folgen. Er schien sehr unruhig zu seyn; doch hatten die äussern Gegenstände jetzt zu wenig Interesse für mich, als daß ich weiter darauf Acht gegeben hätte."

„Wir drangen nicht ohne Mühe tief in das Dickicht des Waldes (denn der Tag dämmerte noch), und hatten uns ohngefähr hundert und fünfzig Schritte vom Wege ent-

fernt, als mein Begleiter stehen blieb, und mir die schrecklichen Worte sagte: „Ihr Tod war entschieden; ich übernahm den Auftrag, Sie zu morden, nur deswegen, um Ihnen das Leben erhalten zu können...“ Hierauf zog er eine Pistole aus der Tasche, schoß sie in die Luft, und sprach: „Seyn Sie jetzt unbesorgt. Sie sind ausser Gefahr. Aber fliehen Sie weit. Hüten Sie Sich, Ihren Verfolgern, die Ihnen den Tod geschworen haben, je wieder in die Hände zu fallen; wir wären sonst beide verloren.“ Er zerschnitt die Bande, die meine Hände gefesselt hielten. „Sie sehen hier, sagte er weiter, diese Art von einsamen Brunnen, der einfallen zu wollen scheint (und zeigte mir wirklich in der Entfernung von ein paar Schritten, eine Ruine, die ich nicht bemerkt hatte.) Helfen Sie mir diesen Brunnen ausfüllen; diese Steine sind schon längst vorher zu diesem Ende hieher geschafft. Man muß glauben, daß Ihre Leiche darunter begraben liegt, und sehen, daß es wenigstens nicht leicht sey, die Sache genauer zu untersuchen.“ Wir

legten sogleich Hand an. In weniger als fünf Minuten war der Graben gefüllt. „Retten Sie Sich, sagte er weiter, durch eine schleunige Flucht vor der Gefahr, erkannt zu werden. Hier dürfen Sie nicht bleiben. Da haben Sie etwas, womit Sie Sich helfen können, bis Sie Sich wozu entschliessen (er drückte mir ohngefähr zwanzig Thaler in die Hand.) Fliehen Sie weit, sehr weit. Leben Sie wohl." Er lief davon, ohne mir Zeit zu einem Worte zu lassen. Stumm und starr vor Erstaunen, stand ich noch unbeweglich auf meiner Stelle, als er schon längst weg war."

„So bald ich wieder einige Besinnung erhielt, entfernte ich mich sogleich von dem Orte dieses schrecklichen Auftritts, an dem man vielleicht untersuchen konnte, ob mein großmüthiger Henker seine Pflicht gethan hätte. Ich vergrub mich noch tiefer in den Wald, warf mich dann bei einem Baume nieder, und erwartete den anbrechenden Tag, um zu sehen, wie ich ein erbärmliches Leben gegen die Verfolgungen meines unversöhnlichen Feindes würde schützen können."

„Ich wankte zwischen verschiedenen Vorsätzen. Endlich fiel es mir ein, nach Bretagne zur Frau von Ponty zu gehen. Ich hatte keinen Vertrauten mehr in der Welt als diese Frau. Vielleicht konnte ich auch das Schicksal meiner Tochter von ihr erfahren. Dieses Schicksal war noch immer fast das einzige, was mich bekümmerte, wiewohl mir nicht einmal einfiel, daß man den höllischen Einfall haben könnte, sie zu ermorden."

„Mit der Dämmerung stand ich auf, suchte mich in der Gegend zu orientiren, und wollte nach dem nächsten Dorfe gehen, das mir ins Gesicht fiele; denn ich brauchte etwas Nahrung, um meine erschöpften Kräfte zu stärken. Auch wollte ich mich nach der Gegend, wo Morlaix läge, erkundigen. Ich mußte sehr behutsam seyn, um den Landhusaren nicht in die Hände zu fallen. Da ich keinen Paß hatte, und mich nicht einmal auf jemand berufen konnte, so lief ich Gefahr, als ein Landläufer aufgehoben, und nach einem öffentlichen Werkhause geschleppt zu werden."

„Ich ging also aufs Gerathewohl in den Wald, ohne einer bestimmten Straße zu folgen, und stieß unversehens mit dem Fuße an etwas, worüber ich beinahe zur Erde gefallen wäre. Es war ein kleines Felleisen, das man mit Laub bedeckt hatte, um es zu verbergen; der Stoß meines Fusses machte, daß es vor mir hinrollte. Seine Aussenseite versprach nicht viel, aber sein innerer Werth war desto größer. Ausser einigen Kleidungsstücken von geringem Belange fand ich darin einen ledernen Beutel mit hundert und siebzehn Louisd'oren; eine Brieftasche mit ein paar unbedeutenden Briefen, und — was für mich das kostbarste war, einen Reisepaß. Welch ein glückliches Ohngefähr, daß die Beschreibung des Mannes, dem er gehörte, auch auf meine Person paßte! Er war zu Paris auf einen gewissen Wundarzt, Andre'e Charles, ausgefertigt, der sich in Brest einschiffen wollte, um nach der Insel Quadeloupe zu segeln."

„Dieser unverhoffte, glückliche Fund konn-

te mir meine Reise nach Morlaix sehr erleichtern, und ich beschloß sogleich, ihn zu nutzen. In Morlaix wollte ich die nöthigen Nachforschungen anstellen, um den Eigenthümer des Felleisens zu erfahren, und ihm sein Geld so wie seine Briefschaften zurückgeben. Ich nahm blos das Geld und die Brieftasche, nebst einem reinen Hemde und einer Halsbinde; beides war mir sehr nöthig geworden: das übrige ließ ich an dem Orte liegen, wo ich es gefunden hatte; ich wollte mich nicht mit unnöthigem Gepäcke belasten; und mußte besorgen, daß mich die andern Sachen bei Manchem in den Verdacht eines Diebes oder Räubers setzen würden."

„Ich traf bald auf ein Dorf. Hier wollte ich den ganzen Tag bleiben. Ich hatte einige Zeit nöthig, um mich von den Strapatzen der Reise zu erholen. Ein Paar redliche Bauersleute, zu denen ich gieng, nahmen mich freundlich auf. Ich sagte ihnen, daß ich den Abend vorher etwas spät aus einem von der Heerstraße ziemlich entlegenen

Hause, wo ich Geschäfte gehabt, abgegangen sey; ich hätte mich in dem Walde verirrt, und die Nacht unter einem Baume zubringen müssen. Hier erfuhr ich zugleich, daß eine Räuberhorde jenen Wald sehr unsicher mache, und daß vor drei Tagen ein Reisender in dem Walde ermordet worden sey, dessen Leichnam und Felleisen man bisher umsonst gesucht habe. Ein Holzhauer habe aus seinem Schlupfwinkel diese Ermordung gesehen, ohne sich hervorzuwagen, und die Sache den Landhusaren angezeigt. Diese letztern suchten jetzt die Räuber aufzutreiben. Es war offenbar, daß jenes Felleisen dem Ermordeten gehörte, und daß die Räuber es bloß verborgen hatten, um nicht erkannt zu werden, und nur auf einen günstigen Augenblick lauerten, um es wieder zu holen."

„Ich wandte die Zeit meines kurzen Aufenthalts bei diesen gutmüthigen Bauern dazu an, um die gefundenen Louisd'or in meine Beinkleider zu nähen; ich hätte sonst fürch-

ten müssen, wie der Eigenthümer derselben, bestohlen, und vielleicht ermordet zu werden. Den folgenden Morgen trat ich meinen Marsch an, und kam nach einem langen, etwas beschwerlichen Wege — denn ich hatte beinahe das Gehen verlernt — in Morlaix an. Ich wählte meiner geringen Baarschaft gemäß ein unbedeutendes Wirthshaus; denn jene Louisd'or waren mein Eigenthum nicht, und mit den zwanzig Thalern, die mir mein Retter geschenkt hatte, mußte ich sehr sparsam umgehen."

„Meine erste Angelegenheit in Morlaix war: zu dem Hause der Frau von Ponty zu gehen; bei ihr allein konnte ich hoffen, einige Nachrichten über meine Tochter zu erhalten. Aber diese Frau war fast zu gleicher Zeit mit Marien weggeführt; man wußte nichts weiter von ihren Schicksalen. Traurig und tiefsinnig kehrte ich zu meinem Gasthofe zurück. Unterwegens begegnete mir ein etwas bejahrter Mann, der ein Kind von ungefähr zehn Jahren bei der Hand führte. Der

junge Mensch hatte die auffallendste Aehnlichkeit mit meiner Tochter, und diese Aehnlichkeit beschäftigte mich zu sehr, als daß ich weiter auf den alten Mann geachtet hätte. Ich weiß nicht, was mich zurückhielt, sie anzureden; ich gieng ihnen aber von weitem nach, und sah sie in den Gasthof zum Großen Hirsch hinein gehen. Hier erfuhr ich, daß sie den Abend vorher angekommen wären. Den folgenden Tag gieng ich wieder hin, um dem Fremden meine Aufwartung zu machen, und ihm zugleich den geheimen Beweggrund meines Besuchs zu entdecken. Man sagte mir aber, daß er eben ausgegangen sey. Ich ließ ihn also bitten, daß er den andern Tag auf mich warten möchte. Aber wie traurig! schon in der Frühe des folgenden Morgens war er davon gereis't. Mit einer hoffnungslosen Wehmuth hörte ich von dem Wirth diese Nachricht. Wie leid war es mir jetzt, daß ich ihn den vorigen Tag nicht angeredet hatte; ich empfand einen Schmerz, eine Unruhe, deren Heftigkeit

ich mir selbst nicht erklären konnte. Aber das Uebel war wieder geschehen — man konnte ihm nicht helfen."

„Grausamer Mann, rief ich mit Lebhaftigkeit, — warum — o warum redeten Sie mich denn nicht an, wie Sie mir begegneten? wie viel Leiden und Sorgen hätten Sie mir — und Sich selbst, welche Qualen, und welchen Kummer erspart? Der Fremde im großen Hirsch war ich selbst, und das Kind, das ich an der Hand hielt, Maria, welche Mannskleider angezogen hatte, um nicht erkannt zu werden. Ihre Augen oder vielmehr Ihr Herz hatten Sie nicht betrogen. Wissen Sie jetzt, daß Ihr Besuch in meinem Gasthofe die einzige Ursach meiner schleunigen Abreise war; denn ich wollte in Morlaix ganz unbekannt bleiben. Aber auch hierin muß ich die Absichten der Vorsicht bewundern. Gewiß wollte Sie der Himmel erhalten, indem er nicht zuließ, daß Sie mich fanden; Sie hätteu unsere Fesseln theilen müssen, und wären viel-

leicht nicht mehr am Leben. Aber fahren Sie fort in einer Erzählung, welche mehr Interesse für mich hat, als Sie wahrscheinlich selbst glauben; ich finde darin auffallende Aehnlichkeiten .... fahren Sie fort, mein Theurer, und befriedigen Sie meine gerechte Neugierde."

„Es war mir wichtig, fuhr Mariens Vater fort, mich nach der Geschichte des zufällig entdeckten Felleisens zu erkundigen. Da Morlaix von Brest nur sechs Meilen entfernt liegt, so reisete ich nach Brest, in der Hoffnung die Sache hier aufs Reine zu bringen. Ich wandte mich an den Correspondenten des verunglückten Reisenden, dessen Addresse in der Brieftasche angezeigt war. So eben hatte er die Nachricht von der schrecklichen Ermordung unsers Fremden erhalten, und bestätigte mir jene Umstände, die man mir schon erzählt hatte; ich that aber, als wenn ich nichts davon wüßte. Der Correspondent sagte mir ferner, daß dieser junge unglückliche Mann in kurzer Zeit seine

Eltern und seine Anverwandten verloren, und sich aus Kummer über diesen Verlust entschlossen habe, sein Vaterland zu verlassen. Er richtete seine Absichten nach Amerika, machte sein ganzes Vermögen zu Gelde, und erhielt das Patent als Wundarzt für das Hospital der Marine auf der Insel Guadaloupe. Eben war er auf der Reise nach Brest begriffen, als die Räuber auch diesen edlen Entwurf mit seinem Leben zerstörten."

„Diese Nachricht mußte mir sehr willkommen seyn; denn sie zeigte mir, daß jetzt kein Mensch einige Ansprüche auf die gefundene Summe haben könne, als — ich selbst, kein Räuber, sondern ein ehrlicher Finder. Ich beschloß, einen kleinen Theil des Geldes zu meiner anständigen Kleidung zu verwenden, und dann auf der Post nach Languedoc zu reisen, wo mein Vater beträchtliche Güter hatte. Wie groß, wie einzig war mein Verlangen, ihn nach einer so langen, so unglücklichen Abwesenheit zu umarmen, und durch meine wärmsten Zärtlichkeiten ihm

einigermaßen den Kummer zu vergüten, womit meine Unbesonnenheiten seine alte Tage umzogen hatten! Aber mein Unglück hatte ihn vollends gestürzt. Durch einen Proceß hatte er fast sein ganzes Vermögen verloren, und seine übrigen Güter verkauft; man wußte nicht, wohin er sich geflüchtet hatte, und wollte in der Provinz sogar wissen, daß ihn der Kummer in die Gruft gesenkt habe."

Diese Worte waren ein Lichtstrahl, der alle Nebel von meinen trunknen Augen verscheuchte. „Ach, mein Sohn, rief ich, mein theurer Sohn! Nach so vielem Leiden haben wir uns endlich wieder gefunden — wieder gefunden, um uns nie wieder zu trennen." — Ja, mein Vater, rief auch er, indem er sich meiner Züge zu erinnern suchte! wie war es möglich, daß ich Sie nicht gleich erkannte! Glücklicher Augenblick! lang ersehnter Tag! O wie glücklich bin ich." Bei diesen Worten sank er zu meinen Füssen, faßte meine Hände, und überströmte sie mit Thränen. Fest schloß sich Maria an

ihren Vater. Wir hielten uns lange in dieser süßen Umarmung. „Also sind Sie doch auch mein Vater, sagte das gute Mädchen; o gewiß, mein Herz ahnete es nicht umsonst, dieses Glück, das wir jetzt so freudig geniessen.“

Wir erholten uns endlich von der lieblichen Rührung, wozu uns dieser überraschende Auftritt hingerissen hatte, und mein Sohn fuhr in seiner Erzählung fort:

„Ich erfuhr jene Nachrichten von einem Ihrer Pächter, auf dessen Anhänglichkeit ich rechnen konnte, und dessen Familie der unsrigen schon seit mehr als hundert Jahren ihre Treue und Freundschaft bewährt hatte. Sie können denken, was ich dabei empfand. Aber mein braver, gefühlvoller Pächter schonte nichts, um meine Lage zu lindern. Ich bitte Sie, sagte er, mein Haus als das Ihrige anzusehen. Welch eine Freude für mich, daß ich hier einige Gelegenheit finde, Ihrer Familie für so viel große Dienste meine Dankbarkeit zu zeigen! Der Wohlstand, in dem

ich jetzt lebe, ist das Werk Ihrer Familie; ich würde ein undankbarer, ehrloser Mensch seyn, wenn ich diesen Wohlstand nicht mit Ihnen theilen wollte. Versprechen Sie mir, Ihre Tage in meiner genügsamen Hütte zu verleben, oder doch so lange zu bleiben, bis das Schicksal seine Ungerechtigkeiten wieder gut gemacht, und Ihnen eine Stelle verschaft hat, wie sie ihrem Stande und Ihren Talenten gebührt."

„Ich konnte das großmüthige Anerbieten dieses vortrefflichen Mannes nicht abschlagen. Aber das Unglück war noch nicht müde, mich zu verfolgen. Ich sollte die Früchte dieser Großmuth nicht lange geniessen. Schon nach acht Monaten starb mein würdiger Wohlthäter, und ich wartete nicht so lange, bis seine groben und gierigen Verwandten mir die Thür wiesen. Es war ein Glück, daß ich noch wenig von dem gefundenen Gelde ausgegeben hatte. Ich ging nach einem kleinen Dorfe ohnweit Beziers, und lebte daselbst zwei Jahre von diesem Gel-

de. Wenige Menschen lebten so sparsam als ich. Gleichwohl war meine Börse nach zwei Jahren bis auf die letzten Thaler geleert."

„Ich mußte mich zu irgend etwas *ent*schließen, und wandte den kleinen Rest meines Geldes an, mir eine Pilgerkleidung anzuschaffen; ich ließ meinen Bart wachsen, und nährte mich von den Geschicklichkeiten, die ich meiner Erziehung zu danken hatte. Schon seit fünfzehn Monaten bin ich durch einen Theil Frankreichs gereis't. Meine eifrigste Sorgfalt verschafte mir kaum den täglichen, nothdürftigsten Unterhalt, oft nicht so viel, daß ich unter einem Obdach schlafen konnte. Meine starke Gesundheit erlag unter einer solchen Lebensart, und verzehrte sich sichtbar. Aber der Ekel, den ich seit meiner frühen Jugend gegen die öffentlichen Krankenhäuser fühlte, hielt mich ab, in diesen Wohnsitzen des Jammers Hülfe zu suchen. Mit völliger Ergebung erwartete ich den Tod, und — würde ihn gefunden haben, hätte mich nicht ein günstiges, seltnes Geschick

des erbarmenden Himmels in die Arme des besten Vaters und einer zärtlich geliebten, schon verloren gegebenen Tochter geführt."

20tes Kapitel.

Nach dieser langen, trauervollen Erzählung fragte mich mein Sohn, durch welchen glücklichen Zufall Maria in meine Hände gerathen sey, und sie selbst erzählte ihm umständlich ihre Geschichte. Da sie an die Stelle kam, wo ihr der großmüthige Unbekannte, den man zu ihrem Mörder bestellt hatte, wie ihrem Vater das Leben schenkte, so äußerte mein Sohn sein herzliches Bedauren, daß er von diesem äußerst schätzbaren Manne gar keine Nachricht weiter erhalten habe, und fürchtete, daß er wahrscheinlich das Opfer seiner Großmuth geworden sey; denn man hätte doch nachher Mariens Aufenthalt wieder entdeckt und sie sogar mit ihrem Groß=

vater zu jenem Gefängnisse gebracht, wo sie beide ohne die Zwischenkunft eines kühnen, staunenswerthen Zufalls noch in ihren Fesseln schmachten müßten. Aber Maria beruhigte ihn einigermaßen wieder durch die Vermuthung, die ihr durch alle Umstände ihrer Gefangenschaft fast über jeden Zweifel erhoben würde, daß jener Unbekannte ihr nachmaliger Kerkermeister gewesen sey; eine Vermuthung, welche mir freilich mit neuer Bitterkeit vorwarf, daß ich vergessen hatte, ihm in dem Augenblick unserer Trennung meine Adresse zu geben. Das Ohngefähr hatte mir indessen so viele seltsame, glückliche Abentheuer zugeführt, daß ich ihm auch das Wiedersehen dieses Unbekannten fast mit blinder Hoffnung anheim stellte.

Da ich meinen Sohn von dem Besuch, den ich von den drei verschleierten Damen in unserm Gefängnisse erhielt, von den Thränen, welche die kleinste Dame an Mariens Bette vergoß, und von ihrer Theilnahme an unsern Schicksalen erzählte, rief er! „Ja

wohl, daran erkenne ich sie; dieser gefährliche Schritt war ganz in ihrem Charakter. Ja, ja, meine theure Maria, es war deine Mutter, die du umarmt hast. Keine andere hätte diese dreiste, diese tollkühne Unternehmung gewagt; aber sie — deine Mutter übersprang alle Hindernisse, trotzte allen Gefahren, um endlich nur auf einen Augenblick — ihre Tochter zu sehen. Zärtliche, mütterliche Liebe! zu welchen edlen, erhabnen Unternehmungen entzündest du dich in einer starken großmüthigen Seele!" — Aber, sagte Maria, wenn diese Dame meine Mutter ist, so kann ich ja wohl noch einmal hoffen, sie zu sehen; wie würde es mich freuen, wenn ich sie an meinen Busen drücken, wenn ich ihre Wangen liebkosen könnte. — „Eitle Hoffnung!" — Eitel? Und warum denn? — „Für dich ist sie todt!" — O wie traurig! — „Zwischen euch liegen unübersteigliche Klüfte." — Ich habe eine Mutter, eine gute Mutter, und darf sie nicht einmal umarmen. Welch' ein grausames Schicksal!

„Der Wille des Himmels! meine Tochter, du mußt dich unterwerfen." — Wenn ich dahin flöge, wenn ich sie aufsuchte .....— „Du würdest dich und deine Mutter in Lebensgefahr stürzen, wenn du dich ihr zu erkennen gäbest." — Mein Leben wäre mir gleichgültig; aber das ihrige .... Ich würde meinen lezten Blutstropfen wagen, um es zu fristen!

Maria zerfloß beinahe in Thränen. Erst nach langen Bemühungen gelang es uns, sie zu trösten und ihr die Gründe begreiflich zu machen, warum sie ihre Mutter nicht sehen durfte. Sie hatte wirklich viel Vernunft, und ergab sich endlich einer Nothwendigkeit, die ihr freilich sehr barbarisch schien.

Um ihre ungestümen Begierden gegen eine neue Gährung zu sichern, verabredete ich mit meinem Sohn, ihr den Namen ihrer Mutter zu verschweigen. Es war besser, daß dieser Name in einer ewigen Vergessenheit ruhte. Unvorhergesehene Zufälle zwangen uns freilich nachher, ihr dieß Geheimniß zu offenbaren. Aber sie war damals auch verständig

genug, keinen unvorsichtigen Gebrauch davon zu machen.

Allmählig verbesserte sich die Gesundheit meines Sohnes. Ruhe, angenehme und mäßige Arbeiten, eine reiche und gesunde Nahrung, alles trug dazu bei, ihm seine verlornen, durch den höchsten Grad von Armuth erschöpften Kräfte wieder zu geben. Aber die Spuren des Unglücks und Kummers wollten keinem Heilmittel der Zeit weichen; sie waren zu tief auf seine Stirne gezeichnet. Seit den Augenblicken unsers Wiedersehens, und noch mehr unsers Wiedererkennens, lebten wir in unserer stillen Einöde sehr glücklich. Die Langeweile plagte uns so wenig, daß uns die Tage zu kurz schienen. Wir versetzten uns in die vorigen Zeiten, aber ohne ein Gefühl der Bitterkeit, sondern wie frohe Wanderer, die sich von den abscheulichen Gegenden, von den gefährlichen Stellen ihrer Wanderschaft, und von ihren glücklich überstandenen Gefahren unterhalten. Hell und rein war unsere Glückseligkeit; nichts stöhrte

ihren lieblichen Lauf. Vorzüglich mehrte Maria durch ihre geistvollen Talente, so wie durch die Sanftheit ihres Charakters die Menge unserer Genüsse. Voll von einem natürlichen, lebhaften Frohsinn, ergötzte sie uns durch sinnreiche, schickliche Einfälle, und durch einen Anstrich von Originalität, der auch über die gemeinsten Dinge ihrer Gespräche einen sonderbaren Reiz ausbreitete. Unsere tiefe Einsamkeit machte ihr keine langweiligen Stunden, denn sie kannte die große Welt nicht, und wir suchten ihr, so viel wir konnten, alle Zerstreuungen der Jugend mit allen Reizen der Neuheit und Abwechselung zu verschaffen. Dieß gelang uns ohne viel Mühe. Unser vorzüglichstes Vergnügen war die Musik. Wir bedauerten nur, daß uns bei diesen Unterhaltungen der belebende Geist unsers Klugs fehlte.

Noch war ausser ihm eine einzige Person übrig, die ich in unsrer Gesellschaft zu haben wünschte, nicht um unsere Freunde zu mehren, sondern um die heilige Pflicht der Dank-

barkeit gegen sie abzutragen: — die Frau von Ponty. Sie bedurfte gewiß unserer Hülfe; denn sie hatte durch die Revolution fast ihr ganzes Vermögen verloren. Die Erkundigungen, die ich über ihre Lebensart und ihren Charakter eingezogen hatte, fielen sehr vortheilhaft für sie aus; unsere Gesellschaft konnte durch ihre Gegenwart nur gewinnen. Ich traf ins geheim alle Anstalten, um auch diesen meinen Lieblingswunsch zur Erfüllung zu bringen, und sagte weder meinem Sohne noch Marien etwas davon. Ich wollte sie überraschen. Es wunderte mich, daß Maria ihrer gar nicht mehr erwähnte, und ich hatte beinahe Lust, sie der Undankbarkeit zu zeihen. Nachher erfuhr ich, daß ich ihr unrecht gethan hatte, und verstand mich gern zu einer förmlichen Abbitte bei der Entdeckung eines Geheimnisses, das sie mit der größten Sorgfalt zu verhüllen suchte.

Der Rest meines vorigen Vermögens war noch mehr als hinreichend, um mir alle Gemächlichkeiten eines wohlhabenden, mehr als

mittelmäßigen Lebens zu gewähren. Maria durfte nie Mangel leiden. Bei jeder Gelegenheit, wo ich Güter verpachtete, oder einen Handel traf, wurden ihr kleine Sporteln ausbedungen. Ich wußte, daß sie gegen die Armen sehr wohlthätig war. Wie menschenfeindlich, wenn ich ihr alle Mittel geraubt hätte, eine so edle Neigung zu befriedigen! Mit der innigsten Freude erfuhr ich, daß sie den größten Theil ihres ersparten Geldes zur Unterstützung der Frau von Ponty angewandt hatte. Mein Gärtner war ihr Vertrauter, und mußte der guten Frau das Geld übermachen, ohne ihr die wohlthätige Hand der Geberin zu verrathen. Sie erfuhr es erst einige Tage nach ihrer Ankunft auf meinem Gute, und glaubte anfangs die Quelle der erhaltenen Wohlthaten in mir suchen zu müssen; denn das, was ich jetzt für sie that, schien diese Vermuthung zu bestätigen. Ich selbst aber wußte von der ganzen Sache gar nichts, und mein Verdacht fiel auf Marien. Ich ließ meinen Gärtner, der ihr ganzes Ver-

trauen besaß, rufen, und brachte ohne Mühe die Wahrheit heraus.

Ich habe es schon gesagt, daß ich Marien und meinen Sohn auf eine angenehme Art überraschen wollte. Diese Absicht gelang. Unvermuthet kam Frau von Ponty an, und wurde meiner Familie als eine Freundin von mir vorgestellt, die unsere Einsamkeit verschönern würde. Bei dem ersten Blick warf sich Maria in ihre Arme und hielt sie lange umschlossen. Die schönsten Wonnezähren von beiden Seiten; — ich verweilte mit innigem Vergnügen auf dieser rührenden Scene. Die Frau von Ponty hatte Mühe, sich meines Sohns zu erinnern, weil das Unglück seine Züge ganz unkenntlich gemacht hatte; auch hatte sie ihn damals nur ein paar Augenblicke in ihrem Hause gesehen. Endlich erkannte sie ihn, und pries uns über diese eben so sonderbare als angenehme Wiedervereinigung glücklich. Ich hatte so viele Proben von der Redlichkeit und Freundschaft der Frau von Ponty, daß ich ihr aus un=

sern Verhältnissen so wie aus Mariens Geburt kein Geheimniß machte, und fand nie Ursach, mein großes Vertrauen zu bereuen.

Den zweiten Tag nach ihrer Ankunft machten wir einen Lustgang nach la Barre. Ich wollte ihr jenen Lieblingsort zeigen, wo ich ein paar anmuthige Anlagen gemacht hatte. Mein Sohn, Frau von Ponty und ich blieben etwas zurück. Maria war mit ihrem Günstlinge, mit meinem Hunde, den sie gern im freien Felde herumlaufen ließ, vorausgeeilt. Ich sah auf einmal durch die Gebüsche, die sich an dem Hügel erhoben, einen Reiter kommen, dem Maria mit fröhlicher Geschäftigkeit zueilte. Dieß schien mir auffallend; wir eilten ihr nach. Der Mann sprang vom Pferde. Zu unserm noch größern Erstaunen streckte ihm Maria die Arme entgegen — sie umschlang ihn mit der lebhaftesten Freude. „Ein sonderbarer Vorfall, rief ich zu meinem Sohn und der Frau von Ponty. Wahrhaftig, das Mädchen ist unbegreiflich; alles was ihr widerfährt, hat diesen seltsamen Anstrich. Aber laßt uns doch sehen." —

Die Neugier beflügelte unsere Schritte. Kaum hatte ich ein paar Blicke auf unsern neuen Fremden geworfen, als ich mich auch schon, ohne mich weiter um Marien zu kümmern, in seine Arme warf. Ich drückte ihn an meinen Busen — ach, ich war so bestürmt vom Drange meiner Empfindungen, daß ich nur die wenigen Worte sagen konnte: „Es wäre also kein Traum! Sie sind's, mein würdiger Freund, ja, Sie sind es." Nach den ersten Augenblicken von Erholung stellte ich ihn meinem Sohn und der Frau von Ponty vor, und hatte kaum den Namen Klug — denn meine Leser begreifen es schon, daß es kein anderer war — genannt, als ihn beide, besonders mein Sohn, mit den zärtlichsten Ausdrücken von Freundschaft empfingen.

Maria hatte noch kein Wort gesagt, aber große Thränen glänzten in ihren Augen. Klug bemerkte es, und wurde dadurch ausserordentlich gerührt. Endlich kam Maria zu mir und sagte: „Guter Vater, jetzt hat

uns das Schicksal auch unsern besten Freund finden lassen; unsere langen, heißesten Wünsche sind nun erfüllt .... O möchten wir uns nicht wieder trennen." — Du hast Recht, meine Tochter. Ich hoffe, unser Freund wird uns diese Bitte nicht abschlagen. Er würde grausam seyn, wenn er das könnte. — „Ja wohl, versetzte der liebenswürdige Mann. Sie sind unentbehrlich zu meinem Glücke geworden; möchte ich mich Ihrer Freundschaft werth zeigen können." — Ach! wer, fiel ich schnell ein, wer sollte sie mehr verdienen, als Sie .... Sie, der Retter meiner Maria, meines Sohnes, und mein eigner Retter; unsere Dankbarkeit .... — „Man findet, unterbrach er mich, so wenig Gelegenheiten, wahrhaft nützlich zu werden, und die Wohlthätigkeit an sich gewährt ein so süßes Vergnügen, daß man sich daraus kein Verdienst machen kann." Wir umarmten uns von neuem, und freueten uns des glücklichen Fundes.

Wir setzten unsern Spaziergang nicht fort,

sondern gingen sogleich nach Hause. Klugs Pferd wurde in den Stall geführt, und ihm selbst ein erfrischendes Frühstück aufgetragen. Maria, die sich's besonders angelegen seyn ließ, ihm aufzuwarten und seinen kleinsten Bedürfnissen zuvorzukommen, bat ihn, daß er uns nach dem Essen, wenn er nicht zu müde wäre, erzählen möchte, wie es ihm seit unserer Trennung ergangen sey. „Nicht allein das sollen Sie wissen, versetzte er; sondern da Sie mich nun einmal in Ihrer Mitte aufnehmen wollen, ohne mich weiter zu kennen, so müssen Sie auch billig erfahren, wer ich bin; und hierüber sollen Sie meine offenherzigste Beichte hören."

Wir dankten ihm für dieß angenehme Versprechen, und harrten voll Sehnsucht des Augenblicks, wo dieser seltne Mann seine alten Ansprüche auf unser Vertrauen und unsere Freundschaft von neuem begründen würde.

Heiter und angenehm waren die Freuden der mittäglichen Mahlzeit. Ein reines von

keinem niedrigen Eigennutz gestempeltes Gefühl hatte uns zusammen geführt; unsere Herzen glühten von dem gegenseitigen Bedürfniß, zu lieben, und die süßeste Offenherzigkeit schmückte die Fesseln, die uns umschlangen, mit neuen Reizen.

Der Himmel war rein, die Luft ungetrübt; alles verkündigte einen heitern Abend. Wir wollten anfangs nach dem Essen in den Saal gehen. Aber auf meinen Vorschlag begaben wir uns nach der Insel la Barre, setzten uns in einen Kreis, und unser neuer Gesellschafter begann die Geschichte seines Lebens. Der Leser wird sie im folgenden Kapitel finden.

21stes Kapitel.

„Ich bin nicht von adelichen Eltern geboren. Aber ein unbescholtner, ehrenvoller Name, durch einen Zeitraum von dreihundert Jahren von meiner Familie behauptet — ist ein so seltner, unzweideutiger Vorzug, daß es mir vergönnt seyn wird, etwas stolz darauf zu seyn. Kurz nach der unglücklichen Schlacht bei Poitiers, worin der König Johann von dem berühmten schwarzen Prinzen *), dem Zeitgenossen und Nebenbuhler des berühmten Bertrand von Guesklin, des Kronfeldherrn von Frankreich, zum Gefangenen gemacht wurde — zu dieser Zeit

*) Der schwarze Prinz war ein Sohn Eduards des dritten, Königs von England. Den Namen des schwarzen erhielt er von der Farbe seines Harnisches.

ließ sich meine Familie in Abbeville nieder, und hat seit dieser Zeit von Kind zu Kindeskindern herab ununterbrochen eine Tuch= und Wollen=Fabrik gehabt, die ihr Ansehn und beträchtliche Reichthümer einbrachte. Frei von allem Ehrgeitz und zu sehr mit ihrem Handel beschäfftigt, als daß sie sich auf List und Intriguen gelegt hätten, — wollten meine Vorfahren weder die Adelsbriefe, die ihnen zu verschiedenen Zeiten angeboten wurden, noch solche Bedienungen annehmen, die ihnen zugleich den Adelsbrief verschafft hätten; sie wollten lieber die ersten Bürger, als die untersten Adlichen seyn; ein Stolz, den man ihnen verzeihen wird. Sie sahen zwar nicht auf alle Ehrentitel mit verächtlichen Blicken herab; aber sie waren immer der Meinung gewesen, daß der Adel den Untergang ihres Hauses nach sich ziehen würde. Dieß war einer der ersten Grundsätze, die sie ihren Kindern einprägten."

„Mein Vater, der letzte Sprößling dieser alten Familie, erbte ihr Ansehen und ihre Ge=

sinnungen, besaß ein Vermögen von ohngefähr neunmal hundert tausend Livres, hielt eine sehr große Anzahl Fabriken im Gange, und beschäfftigte allein beinahe zwei hundert Arbeiter; sein Handel erstreckte sich fast in alle bekannten Welttheile. Er hatte sein ganzes Vermögen in die Handlung gesteckt, und besaß an liegenden Gründen bloß ein Gut von hundert tausend Livres, nicht weit von Abbeville."

„Er vermählte sich mit einem jungen, schönen und sittsamen Mädchen, das in Vergleichung mit ihm nicht reich war; denn sie brachte ihm nur sechzig tausend Livres zur Aussteuer mit, und hatte nach dem Tode ihrer Eltern auch nur eine ähnliche Summe zu erben. Ich war das einzige Pfand ihrer Liebe. Meine Geburt kostete meiner Mutter das Leben. Mein Vater, den dieser Verlust tief erschütterte, war zwar noch sehr jung, aber konnte sich nie zu einer zweiten Heirath entschliessen. Mit der sorgfältigsten Treue für seine Handelsgeschäfte verband er die

zärtlichste Sorgfalt für seinen Sohn, und ließ mir eine sehr gute Erziehung geben. Ich sollte nach seinem Willen einst mit Vortheil in der Welt auftreten können. Dieser Unterricht wurde keinem Undankbaren gegeben; ich erfüllte seine sämmtlichen Hoffnungen."

„Schon frühe gab er mir Anweisung in seinen Handlungsgeschäften, und vertraute mir — ich hatte damals kaum das zwanzigste Jahr erreicht — seine Buchhaltung an. Meine Arbeiten befriedigten ihn. Dormond, (dieß war der Name unserer Familie) Dormond, sagte einst mein Vater zu mir, du hast nun bald das zwanzigste Jahr erreicht; es ist Zeit, daß du auf deine Verheirathung denkst. Ich sehe mein Alter herankommen, und möchte noch so gern ein Zeuge deines Glücks seyn, ehe mich der Tod zu meinen Vätern versammelt. Du bist in den angesehensten Gesellschaften der Stadt und umliegenden Gegend bekannt. Sieh dich um, und wähle dir ein Mädchen, das deinen Wünschen entspricht. Du brauchst nicht auf Reichthum zu sehen;

ich besitze genug, um deiner Braut eine reiche Aussteuer zu erlassen; aber ich fordre Sittsamkeit, Grundsätze, Tugend. Geh, mein Sohn und wähle selbst; — wir wollen bald eins werden."

„Ich dankte meinem Vater für diese großmüthige Sorgfalt, sagte ihm aber, daß ich noch fast zu jung sey, um ans Heirathen zu denken, und daß ich mich in einer so wichtigen Angelegenheit des menschlichen Lebens nicht übereilen wolle. Doch versprach ich ihm, nichts zu versäumen, was zur Förderung seiner Absichten dienen könnte."

„Ich war ein leidenschaftlicher Freund von der Jagd, und widmete ihr alle meine müssigen Stunden. Einst hatte ich umsonst auf Beute gelauert, und verfolgte die Fährte eines Wildes, das mir entwischt war. Unvermerkt befand ich mich auf den Jagd-Revieren des Grafen von R**, welche an die unsrigen gränzten. Zwei Jäger des Grafen halten mich an, und fragen mich voll Unverschämtheit, wer mir das Recht gegeben

habe, auf einem fremden Gebiethe zu jagen. Ich anrwortete, es sey aus Versehen geschehen. „Uebrigens haben Sie gar kein Recht, meine Herren, mit mir in einem so groben Ton zu sprechen." Die Leute wollen keinen Spaß verstehen, und schimpfen noch gröber, schiessen vor meinen Augen einen meiner besten Hunde todt, und treiben die Frechheit so weit, daß sie nach mir zielen. Diese Beleidigung bringt mich ausser Fassung. Ich trotze ihren Drohungen, gehe auf sie los, und mache sie wehrlos. Jetzt eilen mehrere von ihren Kameraden herbei. Man umringt mich. Meines Muths ungeachtet muß ich der Ueberzahl weichen, mir die Hände binden lassen, und werde nach Abbeville ins Gefängniß geschleppt."

„Mein Vater erhielt kaum Nachricht von diesem unglücklichen Vorfall, als er sogleich alles aufbot, um die Sache zu unterdrücken; aber vergeblich. Der Prozeß nahm eine schlimme Wendung für mich. Mehrere Richter, die meinen Vater kannten und bedauerten, verschwiegen ihm nicht, daß meine Strafe die

Galeere seyn würde; es möchte schwer fast unmöglich seyn, mich davon zu retten, wofern er nicht irgend einen mächtigen Gönner für mich geneigt machen könnte. Der Graf von R** betrieb meine Verurtheilung mit allem Eifer der Rache. Ich stand auf dem Punkt, das unglückliche Schlachtopfer meiner Unbesonnenheit zu werden, als — nach einem großen Aufwande von Mühe, Wegen und Geld, mein Vater Mittel schaffte, den angefangenen Prozeß zu unterdrücken."

„Er hatte öfters Gelegenheit gehabt, einem der hohen Staatsbedienten des Grafen von D** mit seinem Kredit und seiner Börse zu dienen. Dieser sittenlose Mensch, der seinem hohen Posten wenig Ehre machte, hatte sich das Vertrauen des Fürsten in einem so hohen Grade zu erschleichen gewußt, daß sich der letztere seinen Worten und seinem Rath mit blinder Sorglosigkeit überließ. Mein Vater ging zu ihm, und bat ihn, sich meiner bei dem Fürsten anzunehmen. Freilich erkaufte er seine Hülfe sehr theuer; aber ich war sein

einziges Kind . . . . er würde sein ganzes Vermögen daran gewandt haben, um mich von dem drohenden Schicksal zu retten. Der eigennützige Günstling sprach mit dem Fürsten von mir, und der Fürst ließ sich herab, mir zu helfen, und bei dem Grafen den Vermittler zwischen uns zu machen. Die Sache wurde endlich beigelegt. Diese Aussöhnung kostete meinen Vater viermal hundert tausend Livres; aber — sein Sohn war gerettet."

„ Ist man einmal unglücklich gewesen, so scheint Fortuna sich ein grausames Spiel daraus zu machen, uns ganz zu vernichten. Kurz nach dem unglücklichen Prozeß, der meinen Vater die Hälfte seines Vermögens kostete, richtete ihn ein förmlicher Bankerut vollends zu Grunde. Gleichwohl blieb er ein ehrlicher Mann. Er ahmte der gewöhnlichen Sitte unserer heutigen Kaufleute nicht nach, sondern bezahlte alles, was er schuldig war: er verlor sein Vermögen, nicht seine Ehre. Aber diese vielen Schläge des Unglücks, die so schnell auf einander folgten, hatten das väterliche Herz

zu schmerzlich verwundet; er wurde krank, und starb nach einigen Tagen in meinen Armen."

„Dieser Tod war mir desto schmerzlicher, weil ich mir vorwerfen mußte, daß ich den ersten Grund zu seinem Verderben gelegt hatte. Die reiche Erbschaft, worauf ich bisher rechnen konnte, war auf einmal entschwunden. Nichts blieb mir übrig, als die Güter meiner Mutter, die man nicht angreifen durfte. Der Werth dieser Güter, die meinem Vater allmählig durch Erbschaften zugefallen waren, mochte sich etwa auf fünfzig tausend Thaler belaufen. Ich brachte meine Gelder auf eine vortheilhafte Art unter und wollte mich dem Handelsstande, zu dem ich keine wahre Neigung hatte, entziehen; ich hatte die Handelsgeschäfte nur meinem Vater zu Gefallen getrieben. Wenn mich der Ueberrest meines Vermögens nicht reich machte, so war er doch zu einer wohlhabenden Unabhängigkeit hinreichend; mein Ehrgeiz verlangte nichts mehr. Ich konnte mich jetzt nicht gleich zur Wahl

einer bestimmten Lebensart entschließen, sondern beschloß, hierüber meine Gewohnheiten und die eigenthümlichen Neigungen meiner Seele erst reiflich zu Rathe zu ziehen."

„Meine Geschichte hatte indessen viel Aufsehen gemacht. Der Graf von D** wollte mich kennen lernen, und sein Günstling ergriff mit Freuden diese Gelegenheit, mich ihm darzustellen. Wahrhaftig, seine Gunst war mir theuer genug zu stehen gekommen, und er wäre ein Unmensch gewesen, wenn er eine Gelegenheit versäumt hätte, mir nützlich zu seyn. Ich gefiel dem Fürsten. Er wünschte mich in seinen Diensten zu haben. Da ich aber nicht Lust hatte, einer gewissen Unabhängigkeit zu entsagen, so machte ich die Bedingung, daß ich nicht zur Klasse der andern Bedienten seines förmlichen Hofstaats gehören wollte. Ich erhielt einen besondern Gehalt, und hing von keiner andern hohen Person aus dem Gefolge des Fürsten ab. Bald gewann ich seine Gunst und sein Vertrauen. In der That kam es nur auf mich an, sein

Freund im strengsten Verstande des Worts zu werden. Aber diese Rolle war meinen Neigungen zuwider. Ich war so kühn, ihm diese und ähnliche Wahrheiten sogar ins Gesicht zu sagen. Sonderbar, daß er sich darüber gar nicht entrüstete. Er achtete mich nur desto mehr, und sein Vertrauen schien in eben dem Grade zu wachsen, als ich in meinem Betragen die Delikatesse des freien Mannes blicken ließ; er prüfte meine Talente durch einige sehr schwere, dornichte Aufträge. Ich war so glücklich, ihn zu befriedigen. Dieser erwünschte Erfolg meiner Bemühungen, den ich im Grunde mehr der Gunst des Ungefährs als meiner Geschicklichkeit zu danken hatte, gab dem Fürsten solche hohe Begriffe von meiner Vorsicht, daß er mich nicht anders als Klug nannte. Diesen Namen behielt ich nachher."

„Jedermann weiß, daß die geheime Liebschaft des jungen Barons von B** und der Gräfin von D** damals viel Aufsehen machte. Schon mehrere Jahre hatte dieser, mehr

unbedachtsame als strafbare, Jüngling in der Bastille für seine Uebesonnenheiten gebüßt, und mit einer edlen Standhaftigkeit nie den Ort nennen wollen, wohin er das Pfand jener Liebschaft gebracht hatte. Denn man wußte, daß es ihm gleich nach der Geburt überliefert sey. Für die meisten Menschen war das Daseyn dieses Kindes noch ein Geheimniß; man legte es darauf an, es nie zum Vorschein kommen zu lassen, um kein öffentliches Dokument für jenes Daseyn zu haben."

„Der Günstling des Fürsten, eben der Mann, der mir die erste Protection desselben zuwandte, bot alle Mittel auf, um dieses Geheimniß von dem armen Gefangenen zu erpressen. Ein glücklicher oder boshafter Einfall führte ihn endlich zum Ziel. Es fand sich ein niederträchtiger Mensch, der sich durch das Versprechen einer beträchtlichen Summe, die man ihm nie ausbezahlt hat, verleiten ließ, sich in das Gefängniß des Barons einsperren zu lassen, und das Vertrauen desſel-

ben durch die möglichsten Ränke zu gewinnen. Erst nach langer Zeit war er so glücklich, den Vogel in seinen Netzen zu fangen. Zur Belohnung dieses bedeutenden Dienstes wurde er in ein anders Gefängniß geschleppt, worin er nach einigen Monaten, wahrscheinlich aus Kummer, seinen Geist aufgab."

„Mit den nöthigen Aussagen dieses Mannes versehen, ersann der Günstling des Grafen seinen höllischen Plan. Der Graf selbst wollte den Baron nach einem einsamen Ort auf der Insel Isle de France *) schicken, und ihm daselbst auf Lebenszeit ein anständiges Auskommen anweisen; die junge

---

*) Um dem Urtheil einiger Leser, die den Uebersetzer hier vielleicht einer groben Unwissenheit zeihen möchten, zuvorzukommen, ist es wohl nöthig, zu bemerken, daß unter Isle de France hier nicht das bekannte französische Gouvernement, sondern eine Insel zu verstehen ist, welche zu den französischen Besitzungen gehört und im indianischen Meere liegt. Isle de France

Tochter sollte in ein Kloster gebracht werden und den Schleier nehmen, wenn sie das gehörige Alter erreicht hätte. Das Ungeheuer von Günstling fand es besser, sie zu ermorden. Dem Fürsten sagte er von diesem abscheulichen Anschlage nichts. Er mußte einen Mann in sein Komplot ziehen, auf den er sich verlassen konnte, schätzte meine Gesinnungen nach den seinigen, und that mir den Vorschlag, ob ich mich zu diesem doppelten Meuchelmorde verstehen wollte. Ich schauderte zurück; sah aber bald, daß ein anderer weniger Schwierigkeiten machen würde, wenn ich den Auftrag ablehnte. Ich willigte also

---

und Bourbon sind die einzigen Inseln, welche die Franzosen in diesem Meere besitzen. Daß hier das Gouvernement Isle de France nicht gemeynt seyn kann, erhellet augenscheinlich aus einer folgenden Stelle, wo es heißt, daß die Gefangenen von Isle de France nie wieder nach Frankreich zurückkehren sollten.

Der Uebers.

ein, mit dem festen Entschluß, für die Rettung der geweiheten Schlachtopfer alles zu wagen."

„Der Plan war also gemacht. Jetzt wurden auch die Anstalten zur Ausführung getroffen. Wir wählten einen schicklichen Ort zu dieser blutigen Scene, und liessen die Gräber aufwerfen, worein die Leichname der beiden Unglücklichen gelegt werden sollten. Nach diesen Zurüstungen reis'ten wir mit dem jungen Baron von B** sogleich nach Morlaix. Ich setzte mich mit ihm in eine Postkalesche, und sein barbarischer Verfolger fuhr in einer Kutsche voran, worin das arme, dem Tode geweihete Geschöpf abgeholt werden sollte."

„Wiewohl der Baron von B** sehr viel Gründe hatte, mir nicht zu trauen, und daher gegen mich sehr auf seiner Hut war, so las ich doch in seinem edlen Betragen, daß er ein besseres Schicksal verdiene, und faßte seit dieser Zeit die größte Hochachtung für ihn. Bei unserer Abreise von Paris hatte

man es für nöthig erachtet, ihm die Hände zu binden, damit er weder mich noch sich selbst umbringen könne. Ich gab diese Furcht auf, sobald ich ihn etwas näher kennen lernte, und brachte es bei meinem barbarischen Gebieter dahin, daß ich ihm die Hände wieder frei lassen konnte. Ich nahm alle Verantwortung auf mich, und betrog mich in meinem Gesellschafter nicht. Bei der Abreise von Morlaix stand es nicht in meiner Gewalt, ihm eben diese Milderung seines harten Looses zu gewähren, und er muß es wahrscheinlich gemerkt haben, wie sehr mich dieß kränkte."

„Wir kamen nach Morlaix. Man entriß Marien der Frau, welche sie bisher erzogen hatte. Nach einigen Tagen kamen wir an den Ort, der zur Entwickelung des tragischen Schauspiels ausersehn war. Ich hatte mir meinen eigenen Plan entworfen, und brütete jetzt nur über einer geschickten Ausführung desselben. Ein unseliges Mißgeschick, das ich mir noch jetzt nicht zu erklären weiß,

wollte, daß die Summe Geldes, die ich für die beiden Schlachtopfer zu ihrem weitern Fortkommen bestimmt hatte, in der Kutsche liegen geblieben war. Es waren nur wenige Thaler, die ich noch bei mir hatte; — mehr konnte ich ihnen nicht geben.

„Der Baron von B** mußte aus dem Wagen steigen und mir folgen. Ich führte ihn in die Tiefe des Waldes an den Ort, wo er sterben sollte, machte ihm mit ein paar Worten seine Gefahr und meinen Entschluß begreiflich, gab ihm einen Thaler von dem Gelde, das ich noch in der Tasche hatte, und bat ihn, sich seinen Verfolgern durch eine schleunige Flucht zu entziehen. Dann schoß ich eine von meinen Pistolen in die Luft; mein Gebieter sollte glauben, daß seine Befehle vollzogen wären. Der Baron mußte mir den Graben ausfüllen helfen, in welchen er verscharrt werden sollte; dieß war kaum geschehen, so eilte ich wieder nach unserm Wagen. Seit dieser Zeit habe ich von dem armen Baron nichts weiter erfahren. Wahr-

scheinlich ist er vor Kummer gestorben oder hat Gelegenheit gefunden, nach einem fremden Lande zu entkommen."

Während dieser Erzählung unsers Klugs oder Dormonds las ich auf den Gesichtern meines Sohnes und Mariens alle Empfindungen ihrer zarten, mächtig erschütterten Seele. Mein Sohn kann sich nicht länger halten; er springt auf und fällt seinem Retter in die Arme.

„O sehen Sie hier den Unglücklichen, ruft er, der Ihnen das Leben verdankt — dem zu seinem Glücke nichts fehlt, als die Möglichkeit, Ihnen würdig zu danken." Ein neuer Grund zur Freude über die unverhofften Schickungen des Glücks! Frei und unverholen ergossen sich unsere frohen Gefühle, und erst nach mehrern Minuten fuhr Dormond in seiner anziehenden Erzählung so fort:

„Nicht anders machte ich es mit der armen Maria. Kaum hatte ich das Grab, das die Spuren dieses neuen Verbrechens ver=

hüllen sollte, zugescharrt, und ihr den Rest meines Geldes gegeben, als ich sogleich wieder nach unserm Wagen zurück eilte."

Unsere Aufmerksamkeit hing mit solcher Gewalt an Dormonds Worten, daß wir die plötzliche Veränderung des Wetters nicht bemerkt hatten. Ein Donnerschlag erinnerte uns, daß ein Gewitter über unsern Häuptern aufgezogen sey. Wir hatten kaum Zeit, nach Hause zu eilen, wo unser neue Gast, der sich gar nicht müde fühlte, seine Erzählung wieder begann.

22stes Kapitel.

„Bei unserer Rückkehr nach Versailles stattete der Bösewicht, dessen frevelhafte Anschläge ich zu Schanden gemacht hatte, dem Fürsten von der Ausführung seiner Aufträge Bericht ab, und gestand ihm, daß er sich erkühnt habe, von dem Buchstaben des Be-

fehls abzuweichen. Er entschuldigte seine barbarischen Maaßregeln mit der Wichtigkeit der Sache, mit der Nothwendigkeit, daß jede Spur eines solchen Geheimnisses vertilgt werden müßte, und brauchte seine tiefe Ergebenheit für das Wohl des Fürsten zum Deckmantel für Alles, was seinem Betragen einen Anstrich von Strafbarkeit geben konnte."

„Ich muß zur Rechtfertigung des Fürsten gestehen, daß er über diesen schrecklichen Bericht sehr aufgebracht war. Aber zu schwach, um den Unmenschen für diesen offenbaren Mißbrauch seines Vertrauens zu strafen, begnügte er sich mit einigen Aufwallungen des Unwillens, und lebte dann wieder mit ihm auf dem alten vertraulichen Fuß."

„Wahrscheinlich wußte der Fürst nicht, daß man mich zum Werkzeug dieses schrecklichen Plans gebraucht hatte. Er bewies mir nicht das mindeste Zeichen von Ungnade, was er bei dem heftigen Unwillen, den er über die Sache blicken ließ, gewiß gethan haben würde."

„Es erhob sich indessen ein dumpfes Gemurmel über die Sache, das sogar bis zu den Ohren der Gräfin von D** drang. Sie verfiel darüber in die schrecklichste Melancholie. Sie wußte, wie sehr ich das Vertrauen des Fürsten genoß, ließ mich sogleich rufen, und überhäufte mich mit den bittersten Vorwürfen, daß ich mich zum Werkzeug dieses höllischen Komplotts hätte brauchen lassen. Es gelang mir ohne Mühe, sie zu beruhigen. Ich entdeckte ihr den ganzen Vorgang der Sache und meine glücklichen Versuche zur Vereitlung des ganzen Projekts. Ich trug ihr sogar an, daß sie sichere Leute an den Ort, wo der Mord verübt seyn sollte, senden und die zugeworfenen Gräber wieder aufscharren lassen möchte, um die Wahrheit meiner Aussagen zu prüfen. Aber sie glaubte meinen Versicherungen ohne diese Probe, und schenkte mir seitdem ihr uneingeschränktes Vertrauen."

„Ich erhielt den Auftrag, die sorgfältigsten Nachforschungen anzustellen, um, wo

möglich, den Aufenthalt und das Schicksal der beiden geretteten Schlachtopfer auszukundschaften. Auch sparte ich keine Mühe, keine Kosten, ihnen auf die Spur zu kommen; aber immer vergeblich."

„Drei Jahre verstrichen, und wir erfuhren nicht das geringste von ihrem Schicksal. Schon hatte ich alle meine Nachforschungen und den letzten Rest von Hoffnung aufgegeben, sie jemals zu finden, als Maria durch einen unverhofften, sonderbaren Vorfall entdeckt wurde. Ihr wüthender Meuchelmörder — denn ich finde keinen passendern Namen für den blutdürstigen Tiger — jagte von ohngefähr in einem Walde, der an dieses Gut gränzte. Gott weiß, wie er in diese abgelegene Gegend gerathen seyn mochte. Ein eben so unseliger Zufall führte ihn nahe an die Insel, eben da Sie mit Marien davon zurückkamen. Er erkannte sie zu seinem nicht geringen Erstaunen. Da er sich aber jetzt ihrer nicht bemächtigen, und seine Rache, die bisher nur geschlummert hatte, nicht ausfüh-

ren konnte, so ließ er sich nicht sehen, sondern folgte ihr in der Ferne bis zu ihrer Wohnung, merkte sich die Gegend ihres Aufenthalts sehr genau, eilte nach Versailles zurück und brütete hier mit seiner gewohnten Grausamkeit über neuen Planen der Rache."

„Um seiner Sache völlig gewiß zu seyn, schickte er einige vertraute Spione aus, um genauere Kundschaft über Marien einzuziehen. Diese brachten es denn heraus, daß Maria das unglückliche Schlachtopfer seyn müsse, das ich seinen Klauen entrissen hätte. Auf diese Nachricht ließ er mich einst zu sich bitten; ich konnte nichts weniger als den Grund dieser Einladung ahnen. Er verschloß die Thür hinter mir, und warf mir dann in lebhaften Ausdrücken vor, daß ich sein Vertrauen vor ein paar Jahren schrecklich gemißbraucht habe. Ich merkte zwar wo er hinaus wollte, kam aber nicht ausser Fassung, und bat ihn, sich deutlicher zu erklären. Ich konnte bald errathen, daß er Marien meynte, wiewohl er sie nicht ausdrücklich nannte. Ich gestand

mit der ruhigsten Unerschrockenheit, daß ich nicht den Muth gehabt hätte, dieß arme Kind zu ermorden, dessen einziges Verbrechen — sein Herkommen sey. In Absicht des Barons aber wären seine Befehle pünktlich vollzogen. Ich verließ mich darauf, daß dieser Ton von Zuversicht ihm keinen Verdacht über meine Aufrichtigkeit lassen würde, aber ich hatte mich etwas verrechnet. Er ließ die Sache wirklich untersuchen, und durch einen Zufall, der mir noch jetzt unbegreiflich ist, stimmte die Aussage seiner Kundschafter mit meinem Bericht überein."

„Zu einer andern Zeit, fiel mein Sohn ein, will ich Ihnen dieß Räthsel erklären. Aber fahren Sie fort; ich will den Lauf Ihrer Geschichte nicht unterbrechen."

„Diese Entdeckung, fuhr Dormond fort, stellte den Günstling des Grafen zufrieden. Er sah wenigstens den wichtigsten Theil seines Projects ausgeführt. Nicht einmal sein Vertrauen schien er mir zu entziehen, was mir in der That gleichgültig war, da

ich keinen Werth darauf setzte. Er selbst ging zu dem Fürsten, und erzählte ihm, daß Maria noch lebe, und der Fürst freute sich herzlich darüber. Da es beinahe ganz entschieden war, daß Maria von ihrem Herkommen nicht das mindeste wußte, so meynte er, daß man sie in ihrer Einsamkeit ruhig leben lassen könnte. Ganz anders dachte ihr boshafte Verfolger. Er setzte so viele künstliche Triebfedern, so viele Intriguen in Bewegung, daß man von neuem beschloß, sie in eine Lage zu versetzen, wo es ihr unmöglich gemacht würde, von ihren Eltern das geringste zu erfahren. Man wurde eins, sie zu diesem Ende mit dem Manne, der sie aufgenommen hätte, vorerst in einem sichern Hause einsperren zu lassen. Dieß konnte nur vermittelst eines geheimen Verhaftsbefehls geschehen, den man ohne alle Schwierigkeiten auszuwirken hoffen konnte."

„Der Fürst, welcher der Redlichkeit seines Günstlings nach jenem Vorfall nicht recht mehr traute, meine Gesinnungen aber genau

kannte, bestand trotz allen Einwendungen des Bösewichts darauf, daß ich selbst die Aufsicht und Bewachung der Gefangenen bis zur weitern Entscheidung ihres Schicksals übernehmen sollte. Ein solcher Auftrag hatte viel Beschwerliches und Unangenehmes; aber ich schlug ihn nicht aus — ich konnte vielleicht ein neues Verbrechen verhindern. Zur Erfüllung meines Berufs traf ich alle Maaßregeln, um das Haus, wohin die Gefangenen gebracht werden sollten, in aller Schnelligkeit einrichten zu lassen."

„Das vorige Betragen des gnädigen Günstlings hatte mich mißtrauisch gemacht. Ich ging also zu dem Fürsten und bat ihn um einen schriftlichen Befehl, daß ich nicht gehalten seyn sollte, die Gefangenen an irgend jemand, außer im Fall eines mündlichen Gebots von ihm selbst, verabfolgen zu lassen. Er merkte meine Vorsicht nicht ohne sichtbare Empfindungen des Danks."

„Meine erste Sorge war jetzt, seiner Gemalin von allem Nachricht zu geben. Sie bat

mich, daß ich alles anwenden möchte, um Mariens Aufenthalt vor ihrer Verhaftnehmung auszukundschaften, und sie gegen diese neuen Verfolgungen in Sicherheit zu setzen; aber alle Bemühungen waren umsonst. Ihr barbarischer Henker, der mir nicht wieder trauete, wiewohl er äußerlich noch viel Vertraulichkeit affektirte, hatte sein Geheimniß in undurchdringliche Finsternisse zu hüllen gewußt."

„Kaum war das bestimmte Haus zu Ihrer Gefangenschaft eingerichtet, als man bei dem König ohne Mühe einen Verhaftsbefehl auswirkte. Die Ausführung desselben wurde einem Vertrauten des Grafen übertragen, welchem noch überdem eingeschärft wurde, daß er Ihnen mit Achtung und Artigkeit begegnen sollte. Sie durften den Ort Ihrer Gefangenschaft nicht wissen. Man nahm daher auf der Reise nach Paris einen beträchtlichen Umweg, und brauchte die größte Vorsicht, um Ihnen nichts merken zu lassen. Meine Verhaltungsbefehle machten mir die-

selbe Vorsicht zur Pflicht. Ich kann mir das Zeugniß geben, daß ich das Geheimniß meines Tyrannen niemals verrathen habe, so viel Freundschaft und Vertrauen ich auch für meine edlen Gefangnen fühlte. Ich hatte einmal mein heiliges Versprechen gegeben, und sah, daß Ihnen die Entdeckung dieses Geheimnisses vielleicht mehr geschadet als genutzt hätte."

„Diese wenigen vorläufigen Nachrichten werden Sie in Stand setzen, Sich alles, was in dem Laufe Ihrer Gefangenschaft vorfiel, selbst zu erklären. Durch einen sichern Agenten führte ich mit der Fürstin einen geheimen Briefwechsel, theilte ihr meine Bemerkungen über die Gefangenen mit, und erhielt durch denselben Kanal ihre Antworten. Auf diese Art verschaffte ich Ihnen die musikalischen Instrumente, die Ihnen so viel Vergnügen in Ihrer Einöde gewährten. Der erste Leibarzt der Fürstin hat Sie in Ihrer Krankheit besucht. Sie selbst ist in Ihren Kerker gedrungen."

„Der Graf von D** sah vorher, daß sein treuloser Geschäftsträger, dessen überlästige Dienste er gleichwohl nicht zurückweisen konnte, zu den schrecklichsten Grausamkeiten fähig wäre, wenn er Ihr Schicksal ganz in seine Hände legte, und bestellte mich deswegen zu Ihrem Aufseher — nicht so sehr, um Sie bewachen zu lassen, als um Ihr Leben vor gefährlichen Nachstellungen zu bewahren. Endlich kam der Augenblick, wo Ihr Schicksal entschieden werden sollte. Der Fürst hatte noch immer die Absicht, Sie nach der Insel Isle de France zu schicken, und Ihnen hier ein anständiges Auskommen anzuweisen. Aber nie hätten Sie wieder nach Frankreich zurückkehren dürfen. Ich selbst sollte aus Ursachen, die Sie aus dem vorigen leicht errathen werden, Sie nach dieser Insel führen, und hätte mich, wenn dieser Entwurf ausgeführt worden wäre, vielleicht mit Ihnen da niederlassen."

„Ich gab der Fürstin hievon schleunige Nachricht. Sie eilte sogleich in eigner Per-

son zu mir, um über die Sache ausführlich zu reden, und stattete Ihnen bei dieser Gelegenheit jenen geheimnißvollen Besuch ab. Es wollte ihr nicht in den Sinn, diesen grausamen Entwurf zur Reife kommen zu lassen. Wir verabredeten, daß ich Sie nach England einschiffen sollte. Schon waren die Maaßregeln zu Ihrer Entweichung so wohl angelegt, daß wir in Douvres angekommen wären, ehe man zu Paris von unsrer Flucht etwas gemerkt hätte."

„Aber die mächtigen Unruhen, die sich jetzt im Herzen des Reichs erhoben, vereitelten beide Projekte. Der Plan der Fürstin, welche Sie um jeden Preis in Freiheit gesetzt wissen wollte, war indessen seiner Erfüllung sehr nahe; bloß einige unvorhergesehene Zufälle bestimmten sie, einen günstigern Augenblick abzuwarten. Ich halte es für ein Glück, daß er nicht ausgeführt wurde; denn Sie erhielten gleich nachher um einen geringern Preis Ihre Freiheit: Sie setzten Sich dabey keiner Gefahr aus, und brauchten Ihr Vaterland nicht zu verlassen."

„ Jetzt bin ich Ihnen von meiner Geschichte noch schuldig, was mir nach unserer Trennung wiederfahren ist. Kaum hatten Sie Paris verlassen, als mir einfiel, daß ich vergessen hatte, Sie um Ihre Addresse zu bitten. Doch machte mir diese Nachläßigkeit nicht viel Sorgen. Sie hatten mir die Gegend Ihres Aufenthalts so genau beschrieben, daß es mir nicht schwer werden konnte, Sie zu finden."

„ Ich eilte nach Ihrem Kerker zurück, den wir freilich ein wenig geschwind geräumt hatten. Die guten Leute, die ihn anzünden wollten, saßen noch ganz ruhig im Gasthofe. Der Wein, der ihnen im Ueberfluß gegeben wurde, hatte ihnen ihr Vorhaben fast aus dem Sinne gebracht, wenigstens die Ausführung desselben verschoben. Ich konnte leicht vermuthen, daß sie endlich zu unsrer Heimath zurückkehren und uns aufsuchen würden; ich suchte daher die kostbarsten Sachen zu retten. Dieß dauerte nicht lange. Ich zahlte noch ein paar Knechten ihren Lohn aus, und nahm dann

einen — ewigen Abschied von unserm Kerker."

„Ich hätte nicht säumen dürfen. Kaum war der Rausch jenes wilden Mordbrennerhaufens verflogen, so fiel ihm wieder ein, warum er sich in Bewegung gesetzt habe. Aber seine Fröhlichkeit wurde zur Wuth, da er sah, daß seine Absicht zum Theil verfehlt sey, besonders mit Ihnen. In dieser Wuth strömte er nach dem Gefangenhause zurück, plünderte es, steckte es in Brand, und ließ keinen Stein auf dem andern. Zwei Tage nachher trieb mich die Neugier an diesen Ort; ich fand einen rauchenden Schutthaufen."

„Kein Gegenstand konnte mich mehr an Paris fesseln. Ich reis'te nach meiner Vaterstadt, um meine Familien-Angelegenheiten, mit welchen ich mich so lange nicht hatte abgeben können, in Ordnung zu bringen. Meine Gelder waren an ein angesehenes Handelshaus ausgeliehen, und hatte reiche Zinsen getragen; fast um den vierten Theil hatten sie sich vermehrt. Ich schmeckte das süße Ge-

fühl einer gänzlichen Unabhängigkeit, und fand mich für meine eingeschränkten, von keinem Ehrgeitz befeuerten Neigungen, wirklich sehr reich. Wer bei den gegenwärtigen Unruhen zu wenig Geist und Kenntnisse besitzt, um auf dem Theater der großen Welt eine Rolle zu spielen; dem bleibt keine bessere Wahl übrig, als sich selbst in einen unbekannten Winkel des Reichs zu verbannen, wo ihn keine Ungewitter der Revolution treffen können."

„Sobald ich meine Geschäfte abgethan hatte, war meine zweite einzige Sorge, Sie aufzusuchen und Ihnen den Vorschlag zu thun, daß Sie mich in Ihre Gesellschaft aufnehmen möchten. Meine Geburt und meine Gesinnungen machten mich dieser Ehre nicht unwerth. Die Beschreibung, die Sie mir von der Lage Ihres Aufenthalts gemacht hatten, brachte mich auf die Spur. Ich zweifelte nicht, daß ich auf dem rechten Wege seyn müsse, und wollte mich eben darnach erkundigen, als ich Ihre liebenswürdige Maria

antraf. Sie erkannte mich gleich, und bewies mir durch ihre Aufnahme, daß ich Ihnen nicht unwillkommen seyn würde."

23stes Kapitel.

Hier schloß Dormond seine Erzählung. Ich stand sogleich auf, und wiederholte ihm unter den freundlichsten Umarmungen meine Wünsche, daß wir uns nicht wieder trennen möchten. In der That, die Hoffnung, seine Tage in den Armen einer reinen, uneigennützigen Freundschaft zu verleben, und mit den Reizen des innigsten Vertrauens zu verschönern, gehört zu den edelsten Genüssen des Lebens.

Nicht weit von meiner Wohnung war ein angenehmes und einträgliches Gut zu verkaufen — eine herrliche Gelegenheit für Dormond, seine Gelder auf eine vortheilhafte Art anzulegen, und auch für mich erwünscht,

weil ich meinen Freund dann in der Nachbarschaft hatte. Das Handelshaus, in welchem seine Gelder niedergelegt waren, mochte so angesehen seyn wie es wollte; ein Unfall konnte es stürzen, wie einst seinen Vater. Dieß stellte ich ihm vor, und rieth ihm, ein Gut zu kaufen, das ihm zwar weniger einbringen, aber ihn doch gegen alle Gefahren eines Bankeruts sichern würde. Er fühlte das Gewicht dieser Gründe, besichtigte mit mir das Gut, fand es angenehm, und — der Handel wurde geschlossen.

Es entspann sich zwischen Marien und Dormond eine sanfte, reine vertrauliche, Freundschaft; ich merkte es wohl, und überzeugte mich bald, daß sie sich liebten. Ich brauchte die Gegenwart nur mit der Vergangenheit zusammen zu halten, um zu entdecken, daß sich diese Neigung nicht erst von ein paar Tagen herschrieb. Mariens Stolz hatte sich nie durch den freundschaftlichen Eifer Dormonds beleidigt gefunden; es war also ausgemacht, daß sie gegen ihn etwas mehr als

Dankbarkeit fühlte. Ich theilte diese Entdeckung, die mir nicht gleichgültig schien, meinem Sohn mit, und sagte ihm, daß wir erst Mariens Gesinnungen ausforschen müßten, ehe wir etwas Gewisses beschliessen könnten. Finden wir denn diese Gesinnungen so, wie ich vermuthe und — wünsche, dann sehe ich nicht, warum wir ihrer Verbindung mit Dormond Schwierigkeiten machen sollten. Sein Herkommen — kann uns bei unsern Verhältnissen und in den gegenwärtigen Zeiten nicht anstößig seyn. Zudem haben wir kein anderes Mittel in unserm ganzen Vermögen, unsere großen Schulden gegen diesen edlen Mann abzutragen. Ohne seine großmüthige Sorgfalt wären wir längst ein Raub des Todes geworden. Schon die Dankbarkeit, wenn auch sonst keine Rücksicht auf Mariens Wohl, heischt es, daß wir ihm das Beste geben, was wir geben können. Mein Sohn dachte wie ich und billigte meinen Vorschlag, Mariens Herz erst zu erforschen. „Wir wollen sie weder zwingen, sagte er, noch ihre Wahl hindern."

Wir sprachen noch denselben Tag mit ihr allein, und gestanden ihr ohne Umschweife, was wir mit ihr und Dormond im Sinn hätten. Sie erröthete anfangs, und gerieth in eine schüchterne Verlegenheit, gestand aber nachher, wie die ersten Schrecken der jungfräulichen Ueberraschung vorüber waren, daß sie gar nicht abgeneigt sey, dem jungen Dormond ihre Hand zu geben; sie verhehlte uns nicht, daß sie den Tag ihrer Vermählung mit diesem edlen Manne unter die schönsten ihres Lebens zählen würde. Sie läugnete nicht, daß sie seit dem ersten Tage ihrer Gefangenschaft eine geheime Zuneigung gegen ihn empfunden, die sie sich nicht eher habe erklären können, als sie durch vieles Nachsinnen entdeckt habe, daß er ihr großmüthiger Retter gewesen sey. Die Natur selbst hatte sich bei ihr für ihn erklärt, wie sie es bei mir für sie selbst gethan hatte, noch ehe ich wußte, daß sie so nahe mit mir verwandt war.

Mariens Antwort entsprach unsern Wünschen, und setzte uns in den Stand, die Re-

gungen unserer Dankbarkeit zu befriedigen. Wir umarmten das gute Mädchen, und versprachen ihr, daß wir mit väterlicher Sorgfalt auf ihr Glück denken, und wo möglich — es beschleunigen wollten. Mein Sohn selbst hatte, ausser mir und meiner Tochter, keinen Menschen auf der Welt, den er so sehr liebte, als Dormond. Wir wollten nicht warten, bis er selbst um Mariens Hand würbe, ein Schritt, den er vielleicht aus Bescheidenheit niemals gethan hätte; sondern ohne Rücksicht auf den eingeführten Schlendrian der Convenienz ihm entgegen kommen. Wir hatten ja nur eine heilige Schuld zu bezahlen.

Die Gelegenheit zu unserm Vorhaben brauchten wir nicht mühsam zu suchen. Ich zog ihn nach dem Mittagsessen bei Seite, und sagte ihm, ich hätte bemerkt, daß ihm Maria nicht gleichgültig sey. „Ja, mein Theurer, setzte ich hinzu; mein Sohn und ich würden uns sehr glücklich schätzen, wenn wir Ihnen durch Mariens Hand einen Theil unserer Schuld abtragen könnten." Die lebhafteste

Freude glänzte in seinen feurigen Augen. Aber plötzlich — verfinsterten sie sich; sein Blick wurde tiefsinnig, seine Zunge erstarrte, und sein ganzes Wesen verrieth daß etwas Ausserordentliches in ihm vorgehen müsse. Ich stutzte, ich wußte nicht, wie ich mir diese widersprechenden Gefühle erklären sollte. Endlich brach er das Stillschweigen. „Ich weiß es ganz zu schätzen, gnädiger Herr, was Sie für mich thun wollen; aber meine Grundsätze von Ehre verstatten mir nicht, es anzunehmen; ich bin nicht werth, Ihr Schwiegersohn zu werden. Nichts, ja ich bekenne es, nichts könnte mir theurer seyn, als die Hand Ihrer achtungswerthen Maria. Aber ..... ich bin ein unglücklicher Mensch; ich darf nicht darnach trachten. Meine Geburt ...." — Ich ließ ihn nicht ausreden, sondern drückte ihn an meinen Busen: „Sie kennen uns nicht, junger Mann, sprach ich. Wie können Sie glauben, daß wir das Glück unsers großmüthigen Retters einer Schimäre aufopfern werden? Unsere Ehrentitel .... ich

will sie zwar nicht verachten; aber sie sind doch nur Geschenke des Zufalls; was Sie zu unsers Gleichen machte; ist Tugend. Mein Sohn selbst findet eine Ehre darin, einen solchen Schwiegersohn zu erhalten, und ich — fühle keinen andern Wunsch im Herzen, als Sie vor meinem Tode in den Armen meiner Großtochter zu sehen." Mein Sohn brauchte noch andre Gründe mehr, um ihn von der Aufrichtigkeit unserer Absicht zu überzeugen. „Schon das Glück unserer Marie, sagte er, müßte alle andern Rücksichten aufwägen, und — mit einem Wort: wir haben keinen würdigern Gatten für sie zu finden gewußt."

Seine Augen füllten sich mit Thränen. Mit Wärme ergriff er unsere Hände, und sagte: „Diese Belohnung, die Sie mir antragen — wie weit übertrifft sie meine geringen Dienste. Die reine und edle Freundschaft, welche aus ihrem Antrage hervorschimmert, fesselt mich unwiderstehlich; ich kann ihn nicht ausschlagen. Ja wohl, ich will es

nicht läugnen, daß ich Marien liebe; ach nein, das ist zu wenig gesagt — daß ich sie anbete. Ich liebte sie seit dem ersten Tage, da ich sie sah; bis an den letzten Hauch meines Lebens wird mich diese lebhafte Empfindung begleiten. Doch kann ich Ihr Anerbieten nur unter einer Bedingung annehmen: daß Sie ihr keinen Zwang anthun. Lieber möchte ich sterben — sterben mit dem zärtlichsten Herzen, als eine erzwungene Einwilligung haben ....." — Ruhig, mein Freund, seyn Sie ganz ruhig. Marie liebt Sie gewiß, sie hat es uns eben gestanden. Eine gegenseitige Liebe wird sie beide vereinigen. Wir würden Barbaren seyn, wenn wir einer solchen Verbindung Hindernisse in den Weg legen wollten. Eilen Sie zu Marien, erzählen Sie ihr von diesem Gespräch .... Mehr darf ich Ihnen nicht sagen."

Er ging hinaus und kam bald mit Marien zurück. Sie konnten Beide kein Wort sagen; aber — wie beredt war ihr Schweigen. Beide fielen uns zu Füßen, nahmen un-

sere Hände und benetzten sie mit Thränen. Wir hoben sie schnell auf, und waren seit dieser Zeit nur geschäftig, die Zeit zu beschleunigen, die sie zum Brautaltar führen sollte."

Dormond mußte erst nach Paris reisen, theils um seine Papiere in Ordnung zu bringen, theils um manche nöthige Sachen zur Hochzeit zu kaufen. Aus dem letzten Grunde wollte ich mitreisen. Mit Wehmuth sah Marie dieser Abreise entgegen. Ich kam auf den Einfall, daß wir alle reisen und vierzehn Tage in Paris zubringen wollten. Mein Vorschlag gefiel. Sogar Frau von Ponty freuete sich auf diese Reise; sie hatte Paris nie gesehen. Ich wollte zugleich in Paris eine Ehestiftung zwischen Marien und Dormond von einem der geschicktesten Notarien aufsetzen lassen, und suchte meinen Sohn zu bereden, daß er nicht allein zurückbleiben möchte. Er brauchte seine schwächliche Gesundheit zum Vorwande, daß er nicht mitreisen wollte. Ich sah aber leicht, daß seine schmerzliche Erinnerung an die Vergangenheit, der einzige

Grund seiner Weigerung war, und würde ihn nicht weiter mit Bitten bestürmt haben, wenn die Ehestiftung seine Gegenwart nicht gewissermaßen nothwendig gemacht hätte.

Unser Aufenthalt zu Paris war sehr angenehm. Der Morgen wurde zu unsern Geschäften angewandt, und des Abends weiheten wir unsere müßigen Stunden dem Schauspiel und allen andern Arten von Zerstreuungen. Mein Sohn allein nahm an diesen Freuden keinen Antheil; er blieb beständig zu Hause. Seine tiefe Melancholie machte mir desto mehr Sorgen, weil sie mir ein trauriger Vorbote einer nahen Krankheit zu seyn schien.

Wir hatten schon mehrere Tage zu Paris zugebracht, als Dormond mit dem Wechsler zusammentraf, der ihm vorher während unserer Gefangenschaft die Gelder auszahlte, welche Mariens Mutter für uns bestimmt hatte. Der Wechsler fragte neugierig nach unserm Schicksal, und da er von Dormond erfuhr, daß wir eben in Paris wären, und zusammen wohnten, so gab er ihm einen Brief

an mich, den er von einem Correspondenten aus Genua erhalten hatte. Dormond eilte mit diesem Briefe zu mir; mit einer Mischung von Neugier und Angst erbrach ich ihn, und las folgende Worte:

„Herr Baron, eine ewig unersteigliche „Kluft hat sich zwischen meiner theuren „Maria und mir aufgethürmt; das barba= „rische Schicksal hat uns wahrscheinlich „auf immer getrennt. Aber ich trage das „Bild meiner Tochter im Herzen; ich wer= „de sie nie vergessen. Ich schicke Ihnen „hier zugleich einen Wechsel auf zehntau= „send Dukaten, die ich Ihnen zur Aus= „steuer Mariens vermache. Sie werden „auch darüber mit väterlicher Zärtlichkeit „wachen; ich darf es Ihnen nicht erst em= „pfehlen. Ja wohl, das gute Mädchen „hat viele Ansprüche auf Ihre Liebe."

„Hiebei werden Sie noch einen zweiten „Wechsel von tausend Dukaten für die „Frau von Ponty finden, die sie als einen „geringen Beweis meiner Dankbarkeit für

„ ihre mütterlichen Sorgen bei Mariens
„ Erziehung annehmen wird. Ich würde
„ mehr geben, wenn ich mehr könnte; aber
„ für eine Wittwe mag es besser als nichts
„ seyn. Ich empfehle sie Ihrer Großmuth."

„ Leben Sie wohl, Herr Baron, trennen
„ Sie Sich nie von Marien; ich wage es,
„ Ihnen eine Pflicht daraus zu machen.
„ So lange sie bei Ihnen ist, werde ich tau=
„ send Sorgen weniger auf dem Herzen
„ haben.

M. T.

Dieser Brief enthielt noch ein Billet an Marien, folgenden Inhalts:

„ Meine theure, meine vielgeliebte Ma=
„ rie! Nur einmal hatte ich die Freude,
„ Sie an meine Brust zu drücken; ach!
„ es wird auch das letztemal gewesen seyn
„ .... eine traurige niederschlagende Aus=
„ sicht! Denken Sie an eine zärtliche Mut=
„ ter, welche nur lebt, um Sie zu lieben.
„ Ich bitte Sie um Ihr Bildniß, und
„ eine Locke von Ihren Haaren. Beides

„ können Sie dem Manne anvertrauen,
„ von dem Sie diese Zeilen erhalten; es
„ wird sicher in meine Hände gerathen.
„ Leben Sie wohl, meine Tochter — —
„ meine Thränen haben dieß Blatt benetzt
„ .... empfangen Sie meinen letzten
„ Kuß!"

M. T.

Maria nahm dieses Billet, drückte es voll Ehrfurcht an ihre Lippen und überströmte es mit den wehmüthigsten Thränen. Keiner wurde durch dieß rührende Schauspiel tiefer erschüttert, als mein unglücklicher Sohn; denn es weckte in seiner Seele die angenehmsten und schmerzlichsten Erinnerungen zugleich. Wir alle nahmen Theil an diesen Empfindungen.

Schon den folgenden Tag sorgte ich dafür, daß die Befehle von Mariens Mutter pünktlich erfüllt wurden. Ich bat einen berühmten Mahler um seine Dienste. Wir wurden eins um den Preis, und der Mahler machte sich noch an demselben Tage an seine Arbeit. Sie war in wenigen Tagen geendiget,

und machte ihrem Meister durch ihren Werth und durch die sprechendste Aehnlichkeit Ehre. Wir ließen uns hierauf zusammen malen, und der Maler traf uns eben so glücklich.

Der Wechsler zahlte mir auf die beiden Wechsel sogleich auch die eilf tausen Dukaten aus. Frau von Ponty bat unsern Dormond, daß er ihre Gelder für sich behalten möchte; sie hätte keine Erben, und da sie bei uns wohnte, brauchte sie keine fremde Unterstützung, um sich ihre kleinen Bedürfnisse anzuschaffen. Aber Dormond verstand sich zu diesem Antrage nur unter der Bedingung, daß er ihr die Zinsen von dem Capital bezahlen wollte.

Ich selbst rieth unserm Dormond, daß er mit der Aussteuer Mariens einen Theil für das gekaufte Gut an den Eigenthümer bezahlen möchte. Er willigte ein, und brachte die Sache noch vor unserer Abreise von Paris aufs Reine.

Ich schrieb an Mariens Mutter, dankte ihr für ihre großmüthige Wohlthätigkeit, gab

ihr Nachricht von Mariens naher Vermählung, von meinen Beweggründen zu derselben, und schloß mit der Bemerkung, daß diese ganze Sache schon eingeleitet und abgemacht gewesen sey, ehe ich ihre eigenen Absichten hätte wissen können. Auch meldete ich ihr mit Ausdrücken, die ihr allein verständlich waren, daß sich mein Sohn wieder bei unserer Familie eingefunden habe. Endlich empfohl ich mich ihrer Gewogenheit mit der Versicherung, daß sie der Gegenstand unserer zärtlichsten Unterhaltung sey; daß unsere überstandenen Leiden bald vergessen seyn würden, wenn wir nur wüßten, daß sie selbst jenes Glück, jene Ruhe genösse, die sie so sehr verdiente.

Ich legte einen Brief von Marien bei, der in den zärtlichsten Ausdrücken von ihr selbst abgefaßt war, und der ihrer Mutter einen hohen Begriff von ihrem Verstande und dem Adel ihres Herzens geben mußte. Beide Briefe legte ich nebst der Locke und dem Bildniß in eine kleine Schachtel, die ich dazu beson-

ders hatte machen lassen, und händigte sie dem wackern Wechsler ein, der mir versprach, daß das Paket schnell und richtig an seine Behörde gelangen sollte. Damit er mich im Nothfall zu finden wußte, ließ ich ihm meine Addresse.

24stes Kapitel.

Alle Geschäfte, die uns an Paris fesseln konnten, waren nun abgethan. Wir reis'ten zur großen Zufriedenheit meines Sohnes, für den das Geräusch der großen Welt und die Lebensart großer Städte keine Reize mehr hatten, nach La Barre zurück. Gleich nach unserer Ankunft wurde Dormonds und Mariens Vermählung vollzogen. Der glückliche Abschluß dieser Verbindung war mir desto willkommener, weil ich mich selbst dem Grabe näherte, und weil die Gesundheit meines Sohnes so schwach, so hinfällig war, daß

er nicht auf das gewöhnliche Ziel des menschlichen Lebens rechnen konnte. Ich wollte in meiner Todesstunde wenigstens den süßen Trost haben, meine Großtochter gegen alle Gefahren gesichert zu sehen, denen die Unerfahrenheit ihres zarten Alters so leicht unterliegen konnte. Jetzt war sie mit einem liebenswürdigen Manne, dem Gatten ihres Herzens vermählt; ihr Glück hing bloß von ihr selbst ab, und alles, was ich von Beiden wußte, bürgte mir für eine heitere Zukunft.

Ich genoß also der süßesten Ruhe. Mein gegenwärtiges Glück hatte die Gedanken an meine ehemaligen Leiden geschwächt, und der Anfall von Menschenhaß, den ich ehedem fühlte, verlor sich allmählig. Die Krankheit hörte auf, weil die Ursach wegfiel.

Fast jeder von uns hatte einen gleichen Antheil an dieser Glückseligkeit. Wir empfanden weder die Bitterkeit des Mangels noch entbehrten wir die reinen Freuden, welche die Natur ihren Lieblingen in einem so reichen Maaße zuspendet; alles fand sich in unserm

kleinen Zirkel zusammen, was ihn angenehm machen konnte. Einigkeit und wahres Vertrauen machten die Grundfeste desselben, und jeder war beschäftigt, seinen Beitrag zu diesen gesellschaftlichen Freuden zu geben. Maria belebte sie durch eine Munterkeit, die sie jetzt nicht mehr mäßigen konnte, durch ihren richtigen Verstand, durch ihre witzigen Einfälle, und durch die immer gleiche Stimmung ihrer heitern Laune. Ihr Gatte war sanft, menschenfreundlich, gefällig; er besaß die schätzbarsten Eigenschaften, und gewann das Wohlwollen jedes Menschen, der mit ihm zu thun hatte. Auch sein Geist war gebildet und seine Kenntnisse von großem Umfang, mit einer seltnen Klugheit und einem lobenswürdigen ökonomischen Fleiße, verwaltete er unsere gemeinschaftlichen Güter. Die Frau von Ponty besaß jenen angenehmen Ton, der zum gesellschaftlichen Vergnügen beiträgt. Aus Liebe für das Wohl oder die Freuden der andern, nahm sie zuweilen sogar an den Ergötzlichkeiten Theil, welche nicht mehr für ihr Al=

ter waren. Sie besaß die schätzbare Kunst, sich beliebt zu machen, in einem sehr hohen Grade. Ich selbst fühlte die Last meiner Jahre beinahe täglich abnehmen, und machte in der Heiterkeit des Geistes solche Fortschritte, daß ich den bösen Menschen, wegen der guten vergab. Mein unglücklicher Sohn war der einzige, der diese Freuden nicht theilte. Doch stöhrte er unsere Zufriedenheit nicht. Er suchte uns seinen wahren Zustand immer zu verbergen, so sichtbar er sich auch von einer stillen nagenden Schwermuth abgezehrt sah. Mein wachsames Auge entdeckte diese Mattigkeit und tägliche Abnahme seiner Kräfte gar wohl, und mußte fürchten, daß seine Gesundheit endlich unterliegen würde — ein Kummer, der nur zu gegründet war, und allein meine Freuden vergällte.

Unser Glück wurde durch die Nachricht von Mariens Schwangerschaft vergrößert. In unserm ganzen Hause war allgemeine Freude darüber; mein Sohn selbst nahm daran Theil. Seine Kräfte schienen sich wieder zu erholen, und ich faßte die besten Hoffnungen. Eine neue

Schwachheit zerstöhrte sie wieder, und ließ uns sein nahes Ende vermuthen. Der Himmel versagte ihm das Glück, das Kind seiner Tochter zu sehen. Frau von Ponty, die ihm sehr ergeben war, und sein ganzes Vertrauen besaß, wich nicht von seiner Seite.

Wider ihre Gewohnheit kam sie einst des Morgens frühe zu mir, und ihre erschrockenen Mienen erschütterten mich mächtig. Sie bemerkte diese Regungen. — „Ach, sagte sie, ich bringe Ihnen eine traurige Botschaft. Sie sind ein Philosoph, rufen Sie Ihre Vernunft zu Hülfe. Ihr Sohn wird kaum diesen Tag überleben, und verlangt Sie noch einmal zu sprechen. Ich eile, seinen letzten Willen zu erfüllen. Der Zustand Ihrer Tochter macht es nothwendig, daß wir die größte Vorsicht anwenden, um ihr diese unglückliche Nachricht zu hinterbringen."

Ich dankte der Frau von Ponty für ihre Vorsicht, und ersuchte sie, daß sie selbst dieß mißliche Geschäft übernehmen möchte. Ich kannte das gefühlvolle Herz meiner Groß-tochter, und hatte schlimme Folgen zu fürch-

ten. Frau von Ponty versprach, daß sie ihre möglichste Behutsamkeit bei dieser Entdeckung anwenden wollte.

Unverzüglich eilte ich nach dem Zimmer meines Sohnes, dessen Zustand wirklich so erbärmlich war, daß ich erschrak. Erst vor zwölf Stunden war ich noch bei ihm gewesen, und fand ihn jetzt fast gar nicht mehr kennbar. Er bat mich, daß ich mich an sein Bette setzen möchte, faßte meine Hand, und sagte mit einer ruhigen, heitern Miene: „Meine letzten Augenblicke sind nahe. Ich habe die Gerechtigkeit der Vorsicht immer verehrt, ach, sie entreißt mich der Welt zu einer Zeit, wo ich ein Glück hätte geniessen können, nach dem ich so lange gestrebt habe. Aber ich nehme den Trost mit, in Ihren Armen und im Hafen der Ruhe zu sterben. Die Verfolgungen haben doch für mich aufgehört. Nur eins schmerzt mich auf meinem Todbette — daß ich, ich allein die Ursache Ihrer langen Leiden gewesen bin. O verzeihen Sie, theurer Vater, verzeihen Sie dem unglücklichen Sohn, der Ihre Tage mit

Zufriedenheit, mit Glückseligkeit hätte krönen sollen. Verlassen Sie meine Tochter nicht — sie verdient Ihre Liebe. Möchte sie Ihnen mit ihrem Gemal die Stelle eines Sohnes ersetzen, der Sie immer geliebt, immer geachtet, der mitten unter seinen größten Verirrungen — ach! er mußte nur zu schwer dafür büßen — nie vergessen hat, was er der Ehre schuldig war. Fluchen Sie ja meinem Andenken nicht. Sagen Sie, daß Sie mir vergeben: dieser Trost — der letzte und einzige, den Sie mir geben können, wird meinen Schmerz über unsere Trennung versüßen."

Er nahm meine Hände bei diesen Worten, und brachte sie an seine glühenden Lippen — heiße Thränen tröpfelten darauf herab. Laute Seufzer erstickten meine Worte. Ich schloß ihn heftig in meine Arme — mein Sohn fühlte, wie sehr ich gerührt war. „Ja, ich sehe es, mein Vater, rief er schnell, daß Sie mir verzeihen. Ich scheide zufrieden." Meine Rührung ergoß sich in neuen Wallungen, ich rief meine Kräfte zusammen, und sagte:

„Wie! theurer Sohn, du solltest mich besser kennen! Ich sollte dich hassen? Ich, deinem Andenken fluchen? Nein, in Ewigkeit nicht! Warum läßt mir der Himmel jetzt nicht die Freude, mein Leben für dich zu opfern? Mit Freuden würde ich es thun."

Ich sprach noch, als Maria mit ihrem Gatten ins Zimmer trat. Sie lief zu dem Bette ihres Vaters, umarmte ihn heftig, und Dormond ergriff seine Hände. Keiner sprach ein Wort. Nur Seufzer tönten in dieser schrecklichen, traurigen Stille. Nach den ersten Gefühlen der schmerzlichen Rührung wandte sich mein Sohn zu Marien, und sagte: „Laß ab, meine Tochter, laß ab von deinen Thränen; du bist es dir selbst, deinem Gatten und der Frucht, die du unter deinem Herzen trägst, schuldig, deinen Schmerz zu mäßigen. Ich werde freilich .... bald sterben. Aber ich lasse dich in den Armen deines ehrwürdigen Großvaters, der dich aufnahm, ehe er dich kannte; dir bleibt noch ein würdiger Gatte, der deine höchste Liebe verdient, denn er

war einst dein Retter. Ohne seine Großmuth würde dein unglücklicher Vater jetzt nicht den Trost haben, dich an seinen Busen zu drücken. Du solltest nicht weinen über meinen Tod, denn er endigt ja meine Leiden. Weine über deine Geburt, die so viele Leiden über deine Familie brachte. Ich bin weniger zu beklagen, als deine Mutter, denn ich sterbe bei dir; aber keine kindliche Liebkosungen, keine Zärtlichkeiten werden den mütterlichen Schmerz heilen. Ein weiter Zwischenraum hat euch getrennt. Du siehst, meine Tochter, welche Folgen eine einzige vorübergehende Verirrung gehabt hat, und wie hart der Mensch, früh oder spät, gestraft wird, wenn er sich verleiten läßt, seinen Pflichten untreu zu werden. Die Vorsicht ist gerecht. Wir dürfen gegen ihren Willen nicht murren. Ich empfehle dir und deinem Gemahl meinen ehrlichen, rechtschaffenen Vater. Eure Liebe, eure Sorgen werden seine letzten Tage verschönern. Vergeßt nie, was ihr der Frau von Ponty schuldig seyd; ihr habt große Schulden zu bezahlen. Lebt wohl; ich gehe voran — in die Ewigkeit; ich

nehme ja den Trost mit, daß euch mein Andenken theuer seyn wird. Ich fühle es, diese Schwachheit .... Meine sterbenden Augen — sie können euch kaum unterscheiden .... Ich verlasse euch .... aber mein Herz .... es bleibt bei euch."

Sanft, ohne Schmerzen, ohne Todesangst starb er in unsern Armen. Sein Tod war eben so ruhig, als sein Leben stürmisch gewesen war. Wir mußten Gewalt brauchen, um Marien von seinem Bette loszureißen, und wiewohl wir selbst des Trostes bedurften, so fühlten wir uns doch genöthigt, unsern Schmerz zu unterdrücken, um den ihrigen zu lindern.

Ich wollte nicht, daß die Leiche meines Sohnes von uns getrennt werden sollte; ich hatte ihn so innigst geliebt, und wir alle beseufzten sein Andenken so aufrichtig. Zu meiner Freude erhielt ich die Erlaubniß, ihn auf meiner Insel begraben zu dürfen. Hier ließ ich ihm ein Grabmahl aufrichten. Dormond schmückte das Denkmahl einfach aber

geschmackvoll. Wir besuchten diesen Ort nie, ohne ihm den Tribut unserer Thränen zu weihen.

Bald nach diesem trauervollen Verlust, gebahr Maria einen Sohn, an dem sie die Pflichten einer guten Mutter im weitesten Umfang des Worts erfüllen wollte; sie stillte ihn selbst, und wollte ihr Kind keinen fremden Händen anvertrauen. Diese süßen Muttergeschäfte machten eine angenehme Zerstreuung für ihren Kummer. Der neugebohrne Sohn wurde ein neuer Gegenstand unserer Pflege und unserer Sorgen; er heilte allmählig auch unsere Wunden.

Zu dieser Zeit erhielt ich wieder einen Brief von Mariens Mutter; er lag in einem kleinen Kästchen, das mehrere Diamanten enthielt, deren Werth ohngefähr auf zwei tausend Thaler zu schätzen war. In diesem Briefe billigte sie alles, was ich für Mariens Vermählung gethan hatte. Sie kannte Dormond und gab meiner Wahl ihren uneingeschränkten Beifall. Noch einmal em-

pfahl sie mir mit aller mütterlichen Zärtlichkeit ihre Marie, und bat mich zuletzt, daß ich ihr zuweilen von unsern Schicksalen Nachricht geben sollte. „Seyn Sie überzeugt, schrieb sie, daß ich daran immer den wärmsten Antheil nehmen werde.“

In diesem Briefe lag noch ein anderer für Marien. Sie bezeigte darin ihre Glückwünschungen zu Mariens Vermählung, gab ihr die weisesten Rathschläge für ihr Betragen als Gattin und Mutter, und schärfte ihr ein, daß sie nie recht glücklich seyn würde, wenn sie vergäße, was sie sich selbst und der Welt schuldig sey. In meiner Antwort meldete ich ihr den Tod meines Sohnes, und die Entbindung Mariens von einem Sohn, den ich Fortunatus genannt hätte, voll Hoffnung, daß er einst den glücklichen Sinn seines Namens rechtfertigen werde.

Endlich also, nach einer Reihe von den heftigsten Stürmen habe ich den zerbrechlichen Nachen meines Lebens in den Hafen einlaufen sehen. Aber viel, sehr viel hat

mir diese Ruhe gekostet. Mehr als fünfzehn Jahre habe ich an meiner Ehre, an meinem Vermögen, an den süßesten Gefühlen meiner Seele Schiffbruch gelitten; Verbannung, Kabalen des Gerichts, Gefangenschaft — alles hab ich ertragen, geduldet, überstanden. Nur ein verlassenes Mädchen, trauernd und verbannt wie ich selbst, hat die langen Trübsale meines Lebens in süße Genüsse umgeschaffen und die letzten Tritte meiner Laufbahn mit Rosen bestreuet; Maria, die reizende Tochter des Unglücks, umfängt alles mit Glückseligkeit, was sich ihr nähert. Voll kindlicher Ehrfurcht als Tochter, zärtlich als Gattin, vortrefflich als Mutter, nachsichtig als Gebieterin, und mitleidig gegen alle Unglückliche, die ihre Hülfe anflehen, ist sie für ihre Freunde und Bekannte ein Gegenstand des allgemeinen Segens und Lobes. Ihr habe ich die angenehmsten Augenblicke meines Lebens zu danken. Ich genieße dieß Glück mit eben dem philosophischen Sinn, womit ich meine Leiden ertrug.

Mit Gelassenheit sehe ich das Lämpchen meines Lebens allmählig zum Erlöschen hinschwinden; ich habe mir an dem Grabmal meines Sohnes eine Ruhestätte für meinen Leichnam gewählt, und erwarte ohne Furcht so wie ohne Verlangen den Zeitpunkt, der uns vereinigen wird.

Ende.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Villemain d'Abancourt, François-Jean,

Maria oder die Tochter des Unglücks Etwas mehr als Roman

Berlin 1802

P.o.gall. 2 m
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10087338-7